

## Inhaltsverzeichnis

*Angelika Wilmes*

Liebe - kennt keine Grenzen,  
verleiht Vollmacht

*Hubertus Halbfas*

Wie die Kirche im Dorf bleiben kann

*Ludwig Wilmes*

Jahrestagung des FK

Neues von der Laieninitiative Österreich

Eine Gemeinde reagiert auf Missbrauch

*Paul Michael Zulehner*

Überforderte Pfarrer

*Causa Broch*

Gesprächskultur in der Kirche

*Angelika Wilmes*

Aggiornamento - ein heiliger Irrtum?

*Leonardo Boff*

Wo liegt die wahre Krise der Kirche?

### **FK-Termine**

*Peter Pawlowsky*

Kampf gegen Machtmissbrauch

Zwei Reaktionen auf die Kirchenkrise

*Ludwig Wilmes*

Der Irakkrieg - eine bittere Bilanz

Regionalkreis Münster

Brief an Bischof Bode

*Peter Paul Kaspar*

Die Einsamkeit der Hirten

*Johannes Röser*

Unsere Hoffnung im Gespräch

*Bruno Hessel*

„Ökumene 2017“

# Liebe

Kennt keine Grenzen - verleiht Vollmacht

*von Angelika Wilmes*

Das Wort „Liebe“ ist keineswegs eindeutig. Jeder, der es im Munde führt, gibt ihm eine eigene Bedeutung, benutzt es für vielfältige Zwecke, in unterschiedlichen Situationen. Ein kritischer Blick auf ein allzu oft missbrauchtes Wort ist also angebracht. Ist alles wirklich Liebe, was diesen Namen trägt?

## Fehlformen - Was Liebe nicht ist

- Liebe bedeutet nicht Inbesitznahme einer Person: Sie verleiht keine Verfügungsgewalt, hat keinen Ausschließlichkeitscharakter.
- Liebe ist kein Handel: Sie muss weder mit Leistungen erkaufte oder verdient werden, noch ist sie mit Dankbarkeit zu bezahlen. Berechnung ist ihr fremd.
- Liebe ist alles andere als Hörigkeit: Sie führt nicht in Abhängigkeit, macht nicht einen der Partner zum willenlosen Objekt.
- Liebe ist nicht Überbehütung oder Helfersyndrom: Sie maßt sich nicht an zu wissen, was für den anderen gut ist.

## Definitionsversuche

1. Liebe überbrückt den Abgrund der Fremdheit, des Andersseins, des Nichtverstehens zwischen den Menschen. Der liebende Mensch bricht aus der Einsamkeit der eigenen Existenz aus. Er sieht die Welt mit den Augen des anderen, wünscht dessen Wünsche und macht dessen Wohlergehen zu seiner eigenen Sache - im Ernstfall bis zur Lebenshingabe. Es ist die Liebe, die dem Menschen den Reichtum der Beziehung erschließt.
2. Liebe ist Triebfeder und Ziel der Evolution, die auf allen Entwicklungsstufen durch Kooperation mehr erreicht hat, als das Prinzip „natürliche Auslese“ es fertiggebracht hätte. Im Menschen, der zur Liebe fähig geworden ist, gelangt der Kosmos zum Bewusstsein gemeinsamer Verantwortung.

Für Jesus ist Gott Liebe - und Liebe zum Nächsten die einzig mögliche Gottesverehrung. So verstanden, bekommt die christliche Nächstenliebe eine Brisanz, die weit über das hinausgeht, was wir Wohltätigkeit nennen.

## Jesus verkündete eine Liebe, die Grenzen überschreitet

Die Liebe, die Jesus verkündet und lebt, beschränkt sich nicht auf Familie oder Sippe, nicht auf Freunde und Wohltäter. Das alttestamentliche Liebesgebot, das Jesus in der „Bergpredigt“ zitiert und interpretiert, kennt keine Grenzen. Gottes Liebe gilt allen Menschen. Sie ist universal.

Widerspricht diesem Befund nicht der biblische Sprachgebrauch von der Liebe zum „Nächsten“? Der „Nächste“ als Adressat entgrenzter Liebe? Das klingt paradox. „Wer ist (denn dann) mein Nächster?“ möchte man mit den Pharisäern fragen. Gemeint ist der Mensch, der als Hungernder, als ungerecht Behandelte, als Kranker - kurz: als Opfer in meinen Blick gerät, meine Verantwortung herausfordert und dadurch mein „Nächster“ wird. Ein solcher „Nächster“ kann ein Mensch sein, der mir in jeder anderen Hinsicht fernsteht. Seine Situation und mein Gewissen machen ihn zu meinem Nächsten.

Jesus sah seinen Nächsten

- im Sohn des „heidnischen“ römischen Hauptmanns, den er gesund machte,
- in der Frau am Jakobsbrunnen, mit der er ein theologisches Gespräch führte, obwohl sie Frau und Samaritanerin, also verachtete Ungläubige war,
- im Zöllner und Kollaborateur Zachäus: Statt Feindschaft und Vorurteil brachte er ihm Interesse und Zuwendung entgegen und ermöglichte ihm so einen Neuanfang.

## **Jesus bezog seine Autorität aus der Vollmacht, die die Liebe verleiht**

Für Jesus stand fest: Alle Gebote der hebräischen Bibel sind beschlossen im Liebesgebot. Gott lieben können wir nur in der Liebe zum Nächsten; denn: „Niemand hat Gott je gesehen!“ und: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen hat, wie kann der Gott lieben, den er nicht gesehen hat?“ (1 Jo 4). Für Jesus ist die Liebe Gottes entgrenzend und universal. Das Vertrauen in den Gott der Liebe gibt ihm die Autorität, sich über - vermeintlich - gottgegebene Gebote hinwegzusetzen, wenn sie der Menschlichkeit im Wege stehen. Der Mensch mit all seinen Schwächen steht für ihn an wichtigster Stelle.

Deshalb

- heilt Jesus am Sabbat,
- berührt verbotenerweise Aussätzige,
- lässt die vorgeschriebenen Reinigungen dort außer acht, wo sie Kontakt und Zuwendung verhindern,
- führt theologische Gespräche mit Frauen,
- macht ungläubige „Heiden“ gesund.

„Er redet wie einer, der Macht hat!“ Die Autorität, die Vollmacht, mit der Jesus sprach und handelte, war sein Kennzeichen. Die einfache Leute, die ihm folgten, schwankten zwischen Furcht und Staunen. Die religiöse Elite fühlte sich provoziert und nahm Anstoß. „Er hält es mit Fressern und Säufern, mit Kollaborateuren und Ungläubigen. Kann das gottgefällig sein?“

## **Welche Botschaft hat Jesus für das 21. Jahrhundert?**

Das Problem der Zeitgenossen Jesu war eine falsche Gesetzlichkeit. Die Befolgung von Vorschriften und Geboten - ursprünglich gedacht zum Wohl der Menschen - wurde zum Selbstzweck. Das Problem von uns heutigen Christen ist eher unser Unvermögen, dem Anspruch der herausfordernden Botschaft Jesu standzuhalten. Heute wie damals ist der Glaube an den Gott der Liebe starken Versuchungen ausgesetzt:

- Einzel- oder Gruppenegoismus steht gegen die Entgrenzung der Liebe und zementiert Hass und Gewalt.
- Ergebung in die Macht der bestehenden Verhältnisse verhindert das Handeln aus der Vollmacht, die die Liebe verleiht. („Liebe, und tu, was du willst!“ Augustinus)
- Bequemes Pochen auf die Vergeblichkeit der Liebe entschuldigt vorschnell den Mangel an gläubiger Beharrlichkeit.
- Ein harmloser „lieber Gott“ verdrängt den unbequemen herausfordernden Gott der bedingungslosen Liebe.

Die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ stellt sich im 21. Jahrhundert neu. Anders als zur Zeit Jesu sind wir heute durch Medien mit der ganzen Welt verbunden. Das hat unterschiedliche Auswirkungen:

- Aus „Fernsten“ können „Nächste“ werden.
- Andererseits kann allzu leicht eine theoretische allgemeine Menschenliebe an die Stelle persönlichen Einsatzes treten.
- Die ständige Konfrontation mit schlimmen Schicksalen und Katastrophen führt zu Überforderung, Resignation oder Abstumpfung.

Die entgrenzende Liebe Jesu macht vor niemandem halt. Was bedeutet das für uns heute? Für alle da sein können wir nicht. Mehr als Menschen früherer Zeiten brauchen wir deshalb

- Nüchternheit und Pragmatismus, wenn es darum geht, unsere Fähigkeiten und Möglichkeiten, aber auch unsere Kraft realistisch einzuschätzen,
- ein waches Gespür für Situationen, in denen gerade ich gebraucht werde, weil ich helfen kann,
- ein aufmerksames Einfühlungsvermögen für die Bedürfnisse der Menschen, die uns fremd sind.

Jesus schreckte nicht zurück vor der provozierenden Kraft der Liebe, deren Autorität er über alle Autoritäten stellte. Für seine Glaubensvorstellung vom liebenden, menschenfreundlichen Gott, der das Wohl aller Menschen will, setzte er sein Leben ein.

Und wir? Können wir diesem Anspruch der Liebe, dem Anspruch Jesu gerecht werden? Schritte auf diesem Weg sind möglich:

- Wir können unser Lebensumfeld erweitern und das Fremde, Ungewohnte bewusst wahrnehmen und kennenlernen.
- Wir können die Grenzen aufspüren, die wir uns selbst setzen und die uns den freien Blick versperren. Wir können es anderen erleichtern, unsere abweisenden Schutzmechanismen zu überwinden und zu uns durchzudringen.
- Wir können anfangen, ungerechte Behandlung und Benachteiligung der Schwachen vernehmbar beim Namen zu nennen, statt sie nur zur Kenntnis zu nehmen - kurz:

Wir können die Liebe über persönliche Sicherheiten und vermeintliche gesellschaftliche Sachzwänge stellen und bereit sein, die Konsequenzen zu tragen.

A.W.

## **KIRCHE IM UMBRUCH**

### **DIE SITUATION**

Traditionsabbruch und Neubeginn

Wie die Kirche im Dorf bleiben kann

*von Hubertus Halbfas*

Nicht nur in allen deutschen, sondern auch in den meisten europäischen Diözesen stehen einschneidende Änderungen in den Pfarrgemeinden und Seelsorgsstrukturen bevor. Der inzwischen deutlich sichtbar gewordene Traditionsabbruch, die Entleerung der theologischen Begrifflichkeit und der Verfall der religiösen Sprache, Rückgang der Kirchenmitglieder, Priestermangel, Geldmangel und die Preisgabe intakter Kirchen signalisieren einen Absturz, der nicht länger schönzureden ist. (...)

### **Zahlen und Vorgänge**

Nie zuvor wurden in Deutschland so wenige Priester geweiht wie derzeit. 2008 sank die Zahl in der Summe aller Diözesen erstmals unter hundert. Das Erzbistum Paderborn zählt im Kurs 2008/10 drei Kandidaten; im Kurs 2009/11 fünf Kandidaten. Noch bis in die sechziger Jahre konnte man mit vierzig oder gar fünfzig Priesterweihen pro Jahr rechnen und damit den Bestand der vorhandenen Pfarreien als gesichert ansehen. Die vom „Weltjugendtag“ erhoffte Umkehr der Entwicklung hat sich nicht erfüllt. Erzbischof Becker (Paderborn) erwartet auch keine Entspannung, eher eine Verschärfung der Situation. Die Zeiten, als sich mit dem geistlichen Beruf noch sozialer Aufstieg und gesellschaftliches Ansehen verbanden, dürften nie wiederkommen. (...)

(...) Wer jetzt Priester werden oder in ein Kloster eintreten will, hat alle Mühe, dies den eigenen Altersgenossen verständlich zu machen, und nicht selten sind die Eltern am meisten erschrocken und fragen sich, wie sie den Sohn davon abhalten und die Tochter vor dem Eintritt in ein Kloster bewahren können.

Die Statistik des abfallenden Priesternachwuchses steht natürlich nicht isoliert im Raum, sondern vernetzt sich mit einer gesamtkirchlichen Entwicklung. Zunächst einmal geht - infolge der demographischen Entwicklung - die Zahl der Katholiken konstant zurück.

Im Oktober 2004 sagte Erzbischof Hans-Josef Becker, die vergangenen 20 Jahre hätten zu einem Schwund von fast 200.000 Kirchenmitgliedern geführt. Die jährliche Verlustquote lag im Durchschnitt etwa bei 14.000. Für 2004 gab der Bischof noch gut 1.740.000 Katholiken an, zum Jahresende 2009 nennt die Statistik rund 100.000 weniger, genau sind es 1.643.265 Katholiken; demnach hat sich die Verlustrate noch einmal gesteigert.

Angesichts dieser Entwicklung, mit der auch ein dramatischer Rückgang der Kirchensteuereinkünfte verbunden ist, stellt sich die weitere Unterhaltung der vorhandenen Kirchen in Frage, wenngleich eine aktuelle Bestandsaufnahme von Rainer Fisch zu dem Ergebnis kommt, dass „fehlende Gottesdienstteilnehmer der Grund für redundante Kirchengebäude sind, nicht „sinkende Steuereinnahmen“. Er resümiert: „Es handelt sich hierbei also nicht um ein wirtschaftliches, sondern um ein theologisches Problem.“ Die Zahl der Gottesdienstbesucher am Sonntag halbierte sich in den genannten zwanzig Jahren im Erzbistum Paderborn von 540.000 auf 278.000. Deutschlandweit nehmen nur vier Prozent der evangelischen Christen am Sonntagsgottesdienst teil, auf katholischer Seite etwa 13 Prozent. Auch der Rückgang der Taufen und Trauungen belegt, dass sich die Kirchenbindung gelockert hat.

Im gleichen Zeitraum haben die Kirchengaustritte deutlich zugenommen. 1970 lag die Zahl in allen deutschen Bistümern bei rund 70.000 pro Jahr. Die Zahl steigerte sich 2006 auf 84.389; im folgenden Jahr auf 93.667 und 2008 sogar auf 121.155 Austritte. Die Angaben für 2009 liegen (im März 2010) noch nicht vor. Im laufenden Jahr könnten sie eine weitere Zunahme erfahren infolge der sexuellen Missbrauchsskandale, die Katholiken einen letzten Anstoß geben, sich endgültig von der Kirche zu trennen.

Dramatischer als diese Zahlen - weil in Reichweite und Bedeutung tiefer greifend - ist die hinter allem stehende Glaubenskrise, welche weit über die katholische Kirche hinausgreift und fragen lässt, ob die Menschen von der gängigen Begrifflichkeit der Bekenntnisformeln überhaupt noch existentiell berührt werden. Beispielsweise stößt im Apostolischen Glaubensbekenntnis nahezu jeder tragende Begriff (wie der „allmächtige Vater“; der „eingeborene Sohn ... geboren von Maria der Jungfrau“; „auferstanden von den Toten“; „aufgeföhren in den Himmel“; „von dannen kommen wird zu richten ...“ ) auf Unverständnis, so dass Satz für Satz theologiegeschichtliche Kommentare nachzuliefern wären, wollte man verständlich machen, was gemeint ist und was nicht. Das Verfallsdatum der traditionellen Glaubensdarstellung ist überschritten, doch entzieht sich dieser Vorgang dem innerkirchlichen Bewusstsein immer noch. Hier „verkündet“ man weiterhin in tradiertem Katechismussprache, wonach die Menschen nicht fragen, und die Formelhaftigkeit der Sprache lässt schon lange nicht mehr hinhören. Darum bereitet es vor allem der jüngeren Generation auch keine Schwierigkeiten, einen solchen Glauben zu relativieren oder aufzugeben. Soziologen sehen den Kirchengaustritt bereits in die Breite der Bevölkerung hineingewachsen. Das mag für eine Weile noch am katholischen Sauerland vorbeigehen, doch selbst wenn sich die auch hier stattfindende Entkirchlichung vorläufig nicht in Austrittszahlen niederschlägt, die innere Aushöhlung des christlichen Glaubens ist weit fortgeschritten.

Eine solch verheerende Situation würde, wenn es sich um Wirtschaftsunternehmen handelte, alle Alarmglocken schrillen lassen. Sofort, wirklich sofort, würde eine Situationsanalyse betrieben und ein Kurswechsel eingeleitet. Die Kirche hingegen blockiert sich selbst in einen verstrickenden Reformstau, den die übliche Glaubensrhetorik überdeckt. Was sich heute bewegt, ist kaum Eigendynamik, sondern von außen erzwungene Reaktion: Der nicht mehr zu ignorierende Priestermangel wird mit Strukturreformen beantwortet, das heißt vorrangig mit Verwaltungsakten, die das kirchliche Terrain neu gliedern und den verbleibenden Priestierzahlen anpassen.

Ein paar Beispiele: Von den 752 Pfarrgemeinden des Erzbistums München sollen nur noch 47 und nicht mehr, wie ursprünglich geplant, 200 selbständig bleiben. Alle übrigen Pfarreien werden zu Pfarrverbänden zusammengeschlossen. Im Erzbistum Köln sollen bis Ende dieses Jahres aus den bisher 600 Pfarreien 182 Seelsorgsbereiche werden. Dabei handelt es sich um 109 bereits bestehende Pfarreiengemeinschaften, in denen die einzelnen Gemeinden größtenteils selbständig bleiben; in 73 Fällen aber fusionieren mehrere Pfarreien zu einer Großpfarre. - Mit einem besonders hohen Anteil religiös distanzierter Bevölkerung verfolgt auch das Bistum Berlin diesen Weg: Statt gut 200 Gemeinden im Jahr 2004 verblieben nur noch die Hälfte. Dabei sind in vielen Berliner Gemeinden ausländische Seelsorger eingesetzt, durchaus problematisch. Außerdem kommen zunehmend mehr Priester aus dem traditionalistisch ausgerichteten Neokatechumenat, das seinen Nachwuchs in einem eigenen Seminar ausbildet. Hier dürfte die Schere zwischen konservativem Nachwuchs und herrschender Mentalität besonders weit auseinander gehen.

Die vermeintlichen Lösungen kleinerer Bistümer fallen nicht viel anders aus. Das Bistum Essen hat seine ursprünglich 259 Pfarreien zu 43 Großgemeinden zusammengelegt, jeweils etwa 24.000 Mitglieder pro Großgemeinde. Nun meint das Bistum, fast ein Drittel seiner Kirchenbauten nicht mehr zu benötigen. Die sichtbare Hälfte der eigenen Geschichte wird also abgestoßen. Überwiegend handelt es sich um Kirchen von hervorragendem Erhaltungszustand, die auch für Liturgie und Gottesdienst heute in höherem Maße geeignet sind, als die meisten älteren Kirchen. In Gelsenkirchen-Buer entstand die größte Pfarrei Deutschlands - wie die Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ meldet. Mit über 40.000 Katholiken zählt sie mehr Mitglieder als das Bistum Görlitz hat. In Erfurt hinwieder rechnet man damit, dass von den heute 112 aktiven Geistlichen in zehn Jahren nur noch 32 übrig bleiben, die dann jünger als sechzig Jahre sind. Bis 2020 soll es hier statt derzeit 72 nur noch 32 Pfarreien geben. Im Bistum Limburg schließlich hat der junge Bischof gegen heftigen Widerstand der Basis sogar den endgültigen Abschied von der Pfarrgemeinde eingeleitet. „Die volksskirchlichen Strukturen sind definitiv an ihr Ende gekommen, da gibt es kein Zurück mehr“, heißt es.

## Mehr als Strukturen?

Die Deutsche Bischofskonferenz hat 2007 eine zusammenfassende Übersicht über Pastoralplanungen der deutschen Bistümer unter dem Titel „Mehr als Strukturen“ vorgelegt. Die Schrift zeigt, dass der Prozess der pastoralen Neuordnungen in den Diözesen nicht zeitgleich verläuft und die neuen Seelsorgeeinheiten unterschiedlich benannt werden. Es gibt bereits Diözesen, in denen die bisherigen Pfarreien juristisch aufgelöst werden, auch wenn sie unter dem Titel „Gemeinde“ weiterhin mit ihrem Patronatsnamen benannt bleiben. Wie zu vernehmen ist, wird auch im Erzbistum Paderborn darüber nachgedacht, welche Pfarreien juristisch aufgegeben werden, welche im Status einer „Pfarrvikarie“ in einem neuen Verbund geführt werden oder ob gar die neuen Großgebilde zukünftig eine juristische Einheit darstellen sollen unter Aufgabe der Rechtsgestalt der bisherigen Pfarreien. Inwieweit reflektiert wird, ob der bisherige Rechtsstatus nach einer „juristischen Sekunde“ voll in die neue Konstruktion überführt werden kann, entzieht sich von außen der Einsicht.

Die diözesanen Umstrukturierungsmaßnahmen laufen in ihrer Summe darauf hinaus, dass die Pfarreien nach Maßgabe der verbleibenden Priester zusammengelegt werden: zu Pfarrverbänden, Pfarrverbänden, Pfarrgemeinschaften, Seelsorgeeinheiten, Kirchengemeindeverbänden oder einem pastoralen Raum. Einerlei wie die Benennungen lauten, in der Sache geht es weitgehend um Ähnliches. Mit jeder neuen Vergrößerung des Gefüges aber verbindet sich Schönrederei: die Kirche werde nun der Zeit besser gerecht, heißt es; ihre missionarische Sendung werde deutlicher; den heutigen Kommunikationsformen entspreche die größere Raumeinheit mit ihren Möglichkeiten bei weitem mehr usw. (...)

Im Blick auf die anstehenden Veränderungen hat jedoch Erzbischof Hans-Josef Becker am 21. November 2009 in Paderborn die Ausgangssituation ohne jede Schönfärberei beschrieben:

*„Der Status quo unserer Pastoral führt uns nicht weiter und beantwortet die zentralen pastoralen Fragen und Herausforderungen nicht.*

*Vom Status quo her lässt sich nicht benennen, was zu tun oder zu lassen ist. Deutlicher formuliert: Es geht in den nächsten Jahren nicht darum, vom Bestehenden möglichst viel zu retten und zu bewahren. Schon die Themen und Anliegen ... machen das deutlich. Alle von mir genannten Punkte deuten auf Kräfteverschiebungen in unserer Pastoral hin, die notwendig sind. Ich werbe in diesem Sinne für eine grundlegende Neu-Fokussierung unserer Blickrichtung.*

*Die Einsichten der vergangenen Jahre zeigen mir: So gut wie alle Rahmenbedingungen des kirchlichen Lebens stehen heute zur Disposition. Die uns vertraute Sozialgestalt der Kirche schmilzt unter dem Einfluss der gesellschaftlichen Entwicklungen in einem atemberaubenden Tempo zusammen. Und damit vieles, woran die Herzen vieler Menschen hängen.*

- *Das wirkt sich insbesondere bei der Glaubenssituation und der Weitergabe des Glaubens an die junge Generation aus, die als prekär bezeichnet werden muss. Hier herrscht auf allen Ebenen - auch bei den Priestern, Gemeindereferent/innen und Religionslehrern - große Betroffenheit und Ratlosigkeit.*
- *In dieser Situation verwundert es nicht, dass viele Haupt- wie Ehrenamtliche an einem häufig empfundenen Missverhältnis von Aufwand und Ertrag ihrer pastoralen Bemühungen leiden. Da wächst manche Traurigkeit bis hin zur Resignation. Viele nehmen sich als erschöpft wahr. Und es entstehen auch Fragen nach dem Sinn all dessen, was wir tun.*

- *Wir sollten ohne Beschönigung anerkennen: Unsere bisherigen Mittel und Wege, insbesondere im Bereich der Pfarrgemeinden, reichen ganz offensichtlich nicht aus, um den Glauben an den Gott Jesu Christi bezeugen und an andere Menschen - junge wie ältere - vermitteln zu können. Mittlerweile lebt ja die dritte (!) Generation von getauften Katholiken, von denen wir sagen müssen, dass sie in der großen Mehrheit „nicht praktizierende Christen“ sind.*
- *Bis weit hinein in unsere Kerngemeinden, aber auch bei kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ja auch beim pastoralen Personal, ist Verunsicherung spürbar im Blick auf den Glauben an Gott selbst. Wie weit und wie lange wird er tragen, so fragen sich manche. Und: Geht Gott überhaupt noch mit uns?*
- *Im Nachdenken über all diese Entwicklungen ist bei mir in den vergangenen Jahren immer mehr die Gewissheit gewachsen: Trotz aller Angst vor den Unsicherheiten und Auseinandersetzungen, die große Veränderungen im gewohnten kirchlichen Leben mit sich bringen, dürfen wir jetzt nicht einfach so weitermachen wie bisher. Wir würden unserer Verantwortung vor Gott und voreinander nicht gerecht. Letztlich würden wir uns selbst auf die Dauer bedeutungslos machen.“*

Das sind erfreulich realistische Worte, die freilich noch nicht im Rahmen eigener Handlungsmöglichkeiten erkennen lassen, wie dieser Situation zu begegnen ist. Immerhin war die Empfehlung des Erzbischofs neu, es tue mit Sicherheit gut, „einen regelmäßigen Gesprächspartner im außerkirchlichen Umfeld zu haben ... Dadurch kann sich mancher Blickwinkel weiten und unser geistliches Tun wertvolle Anregungen erhalten.“ Man sollte allerdings eher unbequeme als genehme Gesprächspartner suchen. Sonst bleibt man gleich im eigenen System. Insgesamt mangelt es - soweit sich die deutschen Bistümer überschauen lassen - am entschiedenen Willen, der Phantasie und Gestaltungsvermögen einschließt, aus dem eklatanten Mangel gewissermaßen durch einen „Systembruch“ herauszukommen.

Um das zu leisten, dürfen die Folgen der pastoralen Megaräume nicht schöngeredet werden. Hinter den Neuordnungen ist zunächst nichts anderes als der pure Mangel zu erkennen. Schwerlich verbindet sich mit den sukzessiven Erweiterungen eine „große Chance“ oder ein „großes Potential“ als eine weitere Erosion des religiösen Lebens, vor allem dann, wenn man weiterhin betont, die zur Mitarbeit in den Gemeinden bereiten Laien könnten die „geistig-spirituellen Lücken nicht schließen, die durch fehlende Priester entstehen“. Laientheologen bei theologisch gleichwertiger Ausbildung die Leitung einer Gemeinde zu übertragen, stehe „im Widerspruch zu der im Konzil gelehrt sakramentalen Grundstruktur der Kirche und ihres Amtes“, so etwa der Jesuit Medard Kehl in „Stimmen der Zeit“ (5/2007), dessen Meinung zugleich die der Amtskirche darstellt. Gewiss kann man so argumentieren und das gesamte Kirchenverständnis auf die Eucharistie hin fokussieren. Man kann diese Sicht aber auch als eine Engführung von Kirche ansehen, die Traditionalisten entgegenkommt und de facto eine verschärfte Klerikalisierung rechtfertigt, wie sie letztlich der Neueinteilung der pastoralen Räume auch zugrundeliegt.

Insgesamt geht der Ansatz beim Pfarrer als Ausgangspunkt jeder Gemeinderealität ins Leere. Der Olper Dechant Friedhelm Rüsche antwortete auf die Frage, ob Pfarrer bei der erheblichen Vergrößerung der Pastoralbezirke nicht zu „Kirchen-Managern“ verkommen: „Ich bin 1995 nach Neuenkleusheim gekommen als Pastor von drei kleinen Dörfern und war im wesentlichen Pastor. Ich kannte alle Leute, ich bin in fast allen Häusern gewesen, ich habe an fast allen familiären Festen teilgenommen. Das geht schon seit zehn Jahren nicht mehr. Die Priester müssen sich in ihren Tätigkeiten und Verantwortlichkeiten ändern ... Mitarbeiterführung wird zu einer größeren Herausforderung im Gegensatz zu früheren Jahren, wo man noch alles selbst machen konnte.“ Dabei schließt er nicht aus, dass die Entwicklung eine rastlose Priestergestalt fördern könne, die mit Handy und Laptop durch die Gegend fährt.

Zukünftig werden die Gemeindemitglieder Mühe haben, ihre Pfarrer überhaupt noch kennenzulernen. Und kaum ein Pastor wird leisten können, was man von ihm erwartet. Während das Kirchenrecht ihn mit rechtlicher Allzuständigkeit ausstattet, die Laien hingegen nur als rechtlose Helfer kennt, blockiert dieses juristische Ungleichgewicht die stets wichtiger werdenden Laieninitiativen. Man sollte aber auch sehen, dass der junge Klerus von einem anderen geistigen Zuschnitt ist, als die abgehenden Jahrgänge: Das Begabungsprofil hat sich verändert; es besteht eine erstaunliche Neigung zu Konservatismus, die den Erwartungen der Gemeinden wenig entspricht und das Gemeindemilieu verengt. Das heißt, die Schere zwischen dem nachwachsenden Klerus und der Gesellschaft geht weiter auseinander. Eine missionarische Kirche sieht anders aus.

Will man dennoch bei der Ansicht bleiben, Kirche sei nur als Klerikerkirche denkbar, was sich theologisch damit rechtfertigt, sie existiere nur, wo Eucharistie gefeiert werde, so dass man allen Gläubigen den (illusorischen) sonntäglichen Aufbruch in wechselnde Messkirchen verordnen möchte, dann lässt sich voraussagen, dass damit der Weg zu wachsender Kirchenferne beschleunigt wird. „Kirchen-Zapping“ nennt dies der Kölner Pfarrer Johannes Krautkrämer. In Wiesbaden argumentierte ein Pastoralausschuss, „dass die spirituellen und sozialen Bezüge in der Heimatpfarrei verortet sind“. Dieser Bezug könne nicht durch größere Räume transportiert werden; er berge die Gefahr zunehmender Anonymität. Und der „Bezirkssynodalrat Limburg“ schloss sich mit der Kritik an, „eine Konzentration der Amtskirche allein auf die geweihten Amtsträger (sei) nicht zukunftssträftig“.

Schon 2002 hatte der Münsteraner Theologieprofessor Jürgen Werbeck pointiert: „Wo die Kirche vor Ort nicht mehr angetroffen wird, da verliert sie ihre Sichtbarkeit und Greifbarkeit, da wird sie zur bloßen Behauptung. Man kann auch knapp und bündig resümieren: Wenn die Leute die Kirche am Ort nicht mehr vorfinden, bleiben sie weg.“

## **WEGE AUS DER KRISE**

Jahrestagung 2010 des Freckenhorster Kreises

### **Rückblick**

*von Ludwig Wilmes*

„Das kann so nicht weitergehen. Ich bin unter ganz anderen Voraussetzungen Diakon geworden. Jetzt werde ich in immer mehr Gemeinden eingesetzt. Ich habe ja auch noch einen Beruf! ..... Das darf so nicht weitergehen!“ Dieser Telefonanruf erreichte uns kurz vor der Tagung. Und ebenso schwankte wohl auch die Grundstimmung der ca. 35 Teilnehmer in Freckenhorst zwischen Zorn, Sorge und Resignation, aber vor allem auch Neugier; denn am Freitagnachmittag wurden Gemeinden vorgestellt, die aus Not und aus eigener Kraft versuchen, eigene Wege zu gehen.

Da wurde die Geschichte einer Gemeinde erzählt, die schon vor der Fusion in Ermangelung eines eigenen Pfarrers zur Selbstorganisation gezwungen war. Aber es war gerade diese Notsituation, die ungeahnte Kräfte zur Aktivierung der Mitglieder freisetzte. All das stand durch die ungewollte und erzwungene Fusion mit einer deutlich größeren Gemeinde auf dem Spiel. Aber wir erfuhren auch, wie es gelungen ist, trotz der Fusion als kleine Gemeinde weiterzuleben.

Da erzählte ein Pfarrer von seinen drei neuen Gemeinden und seinem Bemühen, unter dem Dach der einen Pfarrei, das Eigenleben der drei Gemeinden mit unterschiedlichen Schwerpunkten zu erhalten. In einem solchen Prozess ist es wichtig, zunächst eine Bestandsaufnahme zu machen über all das, was es in den Gemeinden schon gibt. Ehrenamtliche Mitarbeiter finden sich leichter als gedacht, wenn gegenseitiger Respekt, Wertschätzung ihrer Arbeit und Freiraum für eigene Entscheidungen das Klima bestimmen.

Wir lernten auch das Konzept einer Gemeinde kennen, die als Gastkirche christlichen Glauben vorlebt in einer offenen Gesellschaft in städtischem Umfeld. Sie bietet Menschlichkeit und Spiritualität für alle, die sich einladen lassen, und für die, die allein sind oder Hilfe besonders nötig haben.

Am Abend hörten wir von einer Stadt, die sich nach der Fusion von vier Gemeinden und der zunächst notwendigen Regelung von Gottesdiensten und Katecheseangeboten durch „runde Tische“ anstelle der ehemaligen Pfarrgemeinderäte auf einige grundlegende Prinzipien für die Pastoral geeinigt hat:

- Anerkennung der Eigenständigkeit der Gemeinden trotz Fusion,
- Solidarität untereinander - das heißt, gegenseitige Hilfe, wo sie pastoral notwendig ist,
- eigene Projekte, die den Blick - weg vom eigenen Kirchturm - auf fremde Probleme und neue Aufgaben lenken.



Schließlich wurde auch die Aktion „Wo zwei oder drei ...“ des Freckenhorster Regionalkreises Münster für priesterlose Gottesdienste vorgestellt, die sich an Gruppen wie Gesprächskreise, Eine-Welt-Kreise, oder Familien wendet. Solche Gottesdienste sind nicht als Konkurrenz zum Gemeindegottesdienst gedacht. Vielmehr stützen sie sich auf das Vertrauen in das Wort Jesu: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich bei ihnen!“ (*Genauerer in den FK-Informationen Nr. 132 und auf unserer Internetseite: [www.freckenhorster-kreis.de](http://www.freckenhorster-kreis.de)*)

Zur Überraschung der Teilnehmer war in dieser ersten Runde keine Resignation spürbar. Wohl aber stellten sich einige Fragen, die um drei Schwerpunkte kreisten:

1. Wie lange halten solche Aufbrüche ohne institutionellen Rahmen? Der Mehrheit war klar, dass ohne Priester Gemeinden auf Dauer nicht überleben können. Deshalb müssen endlich andere Zugangswege zum Priesteramt und zur Gemeindeleitung gefunden werden.
2. Braucht der Mensch einen Ort, den er als vertraut und als Heimat empfindet? Braucht er nicht Menschen, die er kennt? Angesichts von Großgemeinden mit einem zentralen Gottesdienstraum entpuppt sich die vielgepriesene Mobilität des modernen Menschen als Illusion, wenn man nicht Kinder, alte Menschen - kurz: alle, die sich kein Auto leisten können, von Eucharistiefeier und Gemeindeleben ausschließen will.
3. Der dritte Fragenkomplex drehte sich um das Amtsverständnis der katholischen Kirche, das auch theologisch ernsthaft überprüft werden muss.

Der **zweite Tag** brachte zwei Impulsreferate zur Anregung und auch zur Selbstbesinnung:

Frau Elisa Kröger (cand. theol. am pastoraltheologischen Institut der Universität Münster), machte in ihrem Beitrag „Von der Mangelklage zu neuen Wahrnehmungswegen“ deutlich, dass die Erfahrung eines Mangels eine Perspektive verrät, die sich am Vergangenen orientiert. Der Blick ist rückwärts gewandt. Die neuen Herausforderungen können nicht wahrgenommen und deshalb auch nicht adäquat angegangen werden.

Am Beispiel der Stadt Aachen zeigte dann Prof. Feiter auf, dass die Pfarrei- und Gemeindeentwicklung, wie wir sie heute kennen, eigentlich ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist. Die heutige Krise dieser Struktur - eigentlich eine Krise einer bestimmten Kultur des Christlichen - bringt Schwierigkeiten und Herausforderungen mit sich. Alles spitzt sich zu auf die noch ungelöste Frage: Wie kann gemeinsame christliche Lebenspraxis heute gelingen?

**Neun Denkanstöße** und konkrete Vorschläge rundeten das Referat ab.

Im Plenum und in Kleingruppen wurden die aufgeworfenen Fragen diskutiert.

1. Die Rolle des hauptamtlichen Priesters stand im Mittelpunkt. Seine Leitung sollte eine geistliche sein, die sich in seiner Verkündigung, in der Sakramentspendung und in der Diakonie manifestiert.
2. Zur Frage nach der Notwendigkeit von Fusionen wurde deutlich, dass niemand Einwände hatte gegen eine Verschlankung von Organisationsform und Verwaltung. Andererseits darf Zusammenlegung nicht lebendiges Gemeindeleben an überschaubaren Orten zerstören.
3. Der letzte Fragenkomplex beschäftigte sich mit dem Thema Gemeinde. Zu einer wirklichen Gemeinde gehören als Grundfunktionen Verkündigung, Sakramentspendung und Diakonie. Und: Gemeinde ist auch eine Hoffnungsgemeinschaft. Miteinander hoffen und im Geist Jesu handeln können - daran muss sie sich orientieren und messen lassen.

Am Nachmittag des zweiten Tages hatten die Teilnehmer den Wunsch, in Gruppen die Ergebnisse zu sammeln und nicht für sich zu behalten. In drei unterschiedlichen Briefen an Gemeinderäte, Gemeindeleiter und Bistumsleitung sollen Vorschläge, Bitten und Wünsche formuliert und weitergeleitet werden. (Diese Briefe und die erhofften Antworten werden mit den Beiträgen der Referenten in den nächsten FK-Informationen veröffentlicht.)

**Wie geht es weiter?**

Es wird so weitergehen wie bisher, wenn weiterhin vom Mangel und der sich daraus ergebenden Notversorgung her gedacht wird.

Es muss nicht so weitergehen - so könnte das Fazit unserer Tagung lauten -, wenn Bistumsleitung und Basis in respektvollem Dialog mutig und ehrlich nach neuen Wegen suchen. Hoffnungsvolle Ansätze dazu gibt es bereits.

•••••

## **Neues von der Laieninitiative Österreich**

Zentralistische Bischofsernennungen

Theologisch unhaltbare Willkür?

Am 27. November 2010 findet in Wien die zweite Enquête unter Federführung der Laieninitiative statt. Sie beleuchtet kritisch die Tatsache, dass heute Bischöfe ohne Mitwirkung der davon betroffenen Kleriker und Laien ernannt werden. Es ist beabsichtigt, dem Papst das Ergebnis mit dem dringenden Ersuchen zu unterbreiten, diese Vorgangsweise im Licht des Evangeliums, der Tradition und der heute allgemein anerkannten Grundsätze für die korrekte Ausübung von Leitungsfunktionen zu begründen

Sollte dieses Begehren - wie bisherige Anfragen und Appelle - mit Schweigen beantwortet werden, und eine Begründung des römischen Vorgehens unterbleiben, erhebe sich - so die Initiatoren der Enquete - die Frage, ob sich zentralistische Bischofsernennungen überhaupt begründen lassen.

Namhafte Referenten sprechen zu folgenden Themen:

Zur letzten Bischofsernennung in Eisenstadt (Eduard Posch)

Die heutige Ernennungspraxis aus biblischer Sicht (Walter Kirchschräger)

Historische Anmerkungen zu einer Fehlentwicklung (Gerhard Hartmann)

Staatliche Interessen an Bischofsernennungen (Heribert F. Köck)

Vorschlag eines Diözesankonklaves (Hans Peter Hurka/Martha Heizer)

Zur Untragbarkeit eines autoritären Systems (Herbert Kohlmaier).

*Mitveranstalter sind: Plattform „Wir sind Kirche“, Priester ohne Amt und Pfarrerinitiative*

**[www.laieninitiative.at](http://www.laieninitiative.at)**

•••••

## Überforderte Pfarrer

Warum die katholische Kirche auch Verheiratete  
und Frauen zum Amt zulassen sollte

*von Paul Michael Zulehner*

Wie geht's, Herr Pfarrer? Den Anstoß zu unserer Umfrage unter den Pfarrern Österreichs gab die Missbrauchsdebatte, die Österreich nicht weniger als Deutschland betrifft. Eine Art Generalverdacht liegt seit einiger Zeit über römisch-katholischen Amtsträgern: Sind sie nicht überfordert mit ihrer Lebensform und ihrem Beruf? Die Studie hat Arbeit und Leben der Pfarrer ausgeleuchtet. Den Generalverdacht hat sie%, das liegt nahe, nicht bestätigt. Ihre Ergebnisse aber sollten die Verantwortlichen in der katholischen Kirche beunruhigen - und ermutigen, den Priesterberuf zu reformieren.

So leiden viele Pfarrer an einer fatalen Überforderung. Drei von vier Pfarrern sagen, ihnen werde durch den Priestermangel zu viel Arbeit aufgelastet. Pfarrer mutieren derzeit von Seelsorgern hin zu Managern pastoraler Großräume. Es droht die „Entgeistlichung der Geistlichen“. Wir haben die Pfarrer gefragt, wie wohl ihre Arbeit in zehn Jahren sein wird. „Seelsorger an der Seite der Menschen“ zu sein, das wünschen sich die meisten, doch glaubte die Hälfte, dass sie das bald nicht mehr sein können. Die Pfarrer gehen davon aus, dass sie künftig seltener Mitarbeiter fördern, Gottesdienste feiern, Sakramente spenden, Gott erfahrbar machen können. Viele fürchten dagegen, dass sie stattdessen Leiter eines pastoralen Großraums sein werden. Die Pfarrerrolle ist in Gefahr, ihre spirituelle Substanz zu verlieren. Die neuen Strukturen entfernen die Pfarrer von den Menschen. Dabei suchen die Leute genau das: einen Pfarrer, der den Menschen nahe ist.

Die Frage, wie genau Priester ihren Zölibat leben oder auch nicht, kann die Studie nur in Andeutungen beantworten. Viele Priester leben in einem Single-Haushalt mit Haushaltshilfe, 39% in der Lebensgemeinschaft eines klassischen Pfarrhaushalts, ein gutes Viertel in einer Gemeinschaft oder einer Familie. Trotzdem sehen sich die meisten Pfarrer nicht als einsam oder gar vereinsamt an. 94% fühlen sich in ihrer Pfarrei daheim, 89% bei „befreundeten Personen“, sehr viele bei Mitbrüdern und Freunden, in einer Hausgemeinschaft. 47% nennen explizit die Heimat „bei einem Freund“, 29% „bei einer Freundin“ - ohne dass damit eine sexuelle Beziehung gemeint sein müsste.

Pfarrer leben also vielfältige Beziehungen. Trotzdem werden auch Probleme sichtbar. Immerhin 69% sagen, sie seien mit ihrem zölibatären Leben „recht glücklich“, aber nur 38% es falle ihnen leicht; 71% berichten von Krisen, 73% sagen, es sei ihnen gegangen „wie vielen Verheirateten“: „Es war ein Auf und Ab“. Mehr als 30% der Priester sind unglücklich mit ihrer Lebensform; 28% der Pfarrer berichten von einer „Sehnsucht nach körperlicher Nähe“. Die Mehrheit der Pfarrer kommt mit dem Zölibat zurecht. Eine starke Minderheit aber hat offenbar damit Probleme.

Auffällig ist auch, wie wenig die Pfarrer mit der gegenwärtigen Auffassung ihrer Kirche einverstanden sind, dass nur ein geweihter, zölibatär lebender Mann der Eucharistie und der Gemeinde vorstehen kann. 75% sind der Ansicht, dass auch bewährte, verheiratete Christen ausgebildet und geweiht werden sollen, wenn die Kirche nicht genügend ehelose Priester zur Verfügung stellen kann. 80% der Priester sagen, sie würden wahrscheinlich ehelos bleiben, auch wenn sie bei einer Heirat das Amt behalten könnten. Aber sie plädieren dafür, auch andere Lebensformen für das kirchliche Amt zuzulassen: 81% fänden es bereichernd, wenn auch verheiratete Männer Priester werden könnten; 51% halten es für richtig, auch Frauen zum Priester zu weihen. Dass in einer Gemeinde regelmäßig die Eucharistie gefeiert wird, halten sie für wichtiger, als an der ehelosen Lebensform der Priester festzuhalten.

Überraschend ist das alles nur begrenzt - es zeigt sich, dass die Pfarrer ähnlich denken wie ihr Kirchenvolk. Das jedoch ist der Sprengstoff, den unsere Untersuchung enthält: Der Dissens innerhalb der katholischen Kirche besteht nicht zwischen Klerus und Laien; die Grenze verläuft zwischen Kirchenvolk und Pfarrern auf der einen und der Kirchenleitung auf der anderen Seite. Mehr als die Hälfte der befragten Pfarrer denkt in wichtigen Fragen anders als die Kirchenleitung. Es geht dabei nicht nur um die bekannten Themen wie Empfängnisverhütung, Aids und Kondome, Homosexualität, Scheidung und Wiederheirat, Ökumene. Einig sind sich Klerus und Kirchenvolk auch darin, dass der Priesterberuf eine anreichernde Öffnung zu anderen Lebenserfahrungen braucht, zu Berufstätigkeit, zu Ehe und Kindern, zu Frauen.

All dies sind Variationen der einen Grundsatzfrage: Wie geht die Kirche mit den Erfahrungen der Menschen unter modernen Lebensbedingungen um? Zwei von drei Pfarrern sind der Ansicht, die Kirche solle sich der modernen Welt mehr öffnen. Bei der Kirchenleitung erleben zwei Drittel der befragten Pfarrer, derzeit genau die gegenteilige Bewegung. Allerdings: die jüngeren Priester und da vor allem jene, die vorher schon einen Beruf gelernt haben, teilen diese Ansicht deutlich seltener.

Die Kirchenleitung scheint den Ernst der Lage nicht klar genug zu erkennen oder erkennen zu wollen; sie merkt nicht, dass sie auf dem Boden dieses massiven Dissenses zunehmend ihre Gestaltungsmöglichkeit verliert. Es gilt mittlerweile in den Gemeinden, was für die meisten katholischen Paare seit dem päpstlichen Verhütungsmittel-Verbot von 1968 gilt: Frag nicht lang - mach es einfach anders! Das trifft auf die Ökumene zu, auf den Umgang mit Geschiedenen oder Homosexuellen, sogar auf das Leben der Pfarrer. 67% gaben an, für ihre ehelose Lebensform „einen eigenständigen Weg gefunden zu haben, den sie verantworten können“ - einen Weg, an dem offenbar niemand Anstoß nimmt.

Die römisch-katholische Kirche steht also vor einer gewaltigen Herausforderung. Mit der Ernennung modernitätsskeptischer Bischöfe ist sie nicht zu meistern. Auch die nachwachsende Pfarrergeneration lässt nicht hoffen. Nicht wenige Zeitgenossen werden sich aus den Pfarreien zurückziehen. Wer bleibt, ist meist nicht besonders fromm, sondern besonders modernitätsskeptisch. Wenn das so kommt, droht die Kirche zur Sekte zu werden. Um den Gang der römisch-katholischen Kirche ins Ghetto zu verhindern, braucht es eine Ausweitung der Zulassungsbedingungen zum Priesteramt.

•••••

## Fatales Signal für die Gesprächskultur in der Kirche

### Die Causa Broch

*Bensberg, 16. August 2010.* Die Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands (GKP) ist bestürzt über den Rücktritt des Geistlichen Direktors der katholischen Journalistenschule „Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp)“, Pfarrer Michael Broch (67). Dieser hatte seinen Posten zur Verfügung gestellt, weil er das nötige Vertrauen einiger Bischöfe nicht mehr habe. Vorausgegangen waren zugespitzte, kirchenkritische Äußerungen Brochs in einem Interview, für die er sich später entschuldigt hatte. Der katholische Journalistenverband sieht es als ein fatales Signal für die Gesprächskultur in der Kirche an, wenn eine offen geäußerte Kritik zu solchen Konsequenzen führe. Ohne die Äußerungen Brochs zu bewerten: Auch der Direktor einer von der Deutschen Bischofskonferenz getragenen Einrichtung muss sein Recht auf freie Meinungsäußerung wahrnehmen können, selbst wenn sie unbequem für die Kirche ist. Dies gilt umso mehr, als das ifp eine Stätte für die Aus- und Weiterbildung professioneller, unabhängiger Journalisten ist, die die Absolventen zu kritischer und freier Berichterstattung befähigen soll. Es ist zu befürchten, dass durch die Causa Broch auch das ifp Schaden nimmt: sowohl hinsichtlich der Attraktivität für qualifizierte, potenzielle Auszubildende als auch bezüglich der bisherigen Akzeptanz der Journalistenschule und ihrer Absolventen in der kirchlichen und säkularen Medienwelt.

Dass mit dem ifp-Aufsichtsratsvorsitzenden und SWR-Hörfunkdirektor Bernhard Hermann und seinem Stellvertreter Hermann Glandorf auch zwei Mitglieder des Aufsichtsrates ihre Ämter niedergelegt haben, mit der Begründung, dass ihrerseits der Vertrauensvorrat erschöpft sei, sieht die GKP als Alarmsignal für den Zustand der katholischen Kirche. Bedenklich war bereits, dass der Ernennung Brochs eine rund eineinhalbjährige Vakanz auf dem Posten des Geistlichen Direktors vorausgegangen war. Zum unverwechselbaren Profil des ifp gehört gerade die Verbindung von geistlicher und professioneller Prägung und Führung. Die GKP bewertet den gegenwärtigen Umgang mit einem der Flaggschiffe der kirchlichen Medienarbeit und mit deren Personal als äußerst kritisch.

Das Münchener ifp leistet nach Ansicht der GKP hervorragende Arbeit in der Aus- und Weiterbildung von Journalisten. Die Suche nach einem neuen Geistlichen Direktor muss nun energisch vorangetrieben werden und in der Wahl der Person bei aller Loyalität gegenüber der Kirche die Unabhängigkeit des ifp stärken. (*Die Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands (GKP) ist ein Zusammenschluss von über 560 Medienschaffenden.*)

•••••

LICHT DEN SUCHENDEN,  
HALT DEN ZWEIFELNDEN,  
ZIEL DENEN, DIE UNTERWEGS,  
WÄRME DEN FRIERENDEN,  
TROST DEN BEKÜMMERTEN,  
EIN ZUHAUSE DENEN, DIE EINSAM,  
QUELLE DEN DÜRSTENDEN,  
GESANG DEN JUBELNDEN,  
ERFÜLLUNG DENEN, DIE SEHNSUCHT TRAGEN.

DIES ALLES WILL **GOTT** UNS SCHENKEN,  
DURCH JESUS CHRISTUS,  
VERKÜNDET UND ANGEBOTEN,  
HEIL FÜR ALLE.

IN **GOTTES LIEBE** ZU LEBEN,  
SIE ERFAHRBAR ZU MACHEN,  
DAFÜR ORT UND ZEICHEN ZU SEIN,  
BEGRENZT ZWAR UND ANFANHAFT,  
IST **KIRCHE**, VON **GOTT** GERUFEN.

*Grundsätze der Pfarrei an der Machstraße in Wien*

In der Wochenzeitschrift DIE ZEIT fand ich einen Artikel von Thomas Assheuer, der - wie ich meine - in einer klugen Analyse darlegt, wie sich die Einstellung Benedikts XVI. zur Moderne auf seine Sicht von Kirche und deren Verhältnis zur Welt auswirkt. Assheuer analysiert den Umgang des Papstes mit dem Missbrauchsskandal und kommt zu einem „widersinnigen Befund“. Der folgende Text ist eine Zusammenfassung des ZEIT-Artikels.

A.W.

## Aggiornamento - ein heiliger Irrtum?

Unter dem Titel „Nur der Himmel zählt“ macht sich Thomas Assheuer in der „ZEIT“ vom 16. September Gedanken darüber, was der Papst aus Missbrauchsskandal und allgemeiner Kirchenkrise gelernt hat. Dass er etwas gelernt hat, steht für ihn fest. Ob uns, den Katholiken, die - immer noch - auf Reformen hoffen, die Schlüsse aber gefallen, die Benedikt XVI. aus den Ereignissen der letzten drei Jahre gezogen hat, daran zweifelt er.

Assheuer kommt zu einem - wie er selbst sagt - widersinnigen Befund: Den tausendfachen Missbrauch an Kindern und Jugendlichen durch Priester begreift der Papst nicht etwa als „strukturelle Sünde der Kirche“, nein - er sieht darin eine Folge der „Ansteckung“ der Kirche durch die „Verkommenheit der gottlosen Welt“ und als „diabolischen Ausdruck der sittenlosen Moderne“.

*„Die Empörung über den sexuellen Missbrauch an Kindern und Jugendlichen hat Benedikt in dem Verdacht bestätigt, dass die Öffnung der katholischen Kirche zur säkularen Moderne ein Fehler war, ein heiliger Irrtum. Es war falsch, der weltlichen Gesellschaft arglos die Hände zu reichen; es war falsch, dass die Kirche in den sechziger Jahren, beim Zweiten Vatikanischen Konzil, ihr Misstrauen gegenüber dem liberalen Zeitalter überwand und vom Fels Petri herabstieg. Der Preis für das aggiornamento war zu hoch; die wohlmeinende „Angleichung“ an die atheistische Moderne, so sieht es Papst Benedikt heute, hat die christliche Botschaft verwässert und ihr dogmatisches Profil verschliffen.“*

Entsprechend dieser Einschätzung sieht er in den entsetzten Reaktionen der Öffentlichkeit einen Fall „bigotter Selbstgerechtigkeit“ und „bodenlose(r) Heuchelei“ und „die Taten seiner Priester (...) als „diabolischen Ausdruck der sittenlosen Moderne“. Assheuer zitiert aus einer Predigt Benedikts:

*„Es war zu erwarten, dass dem bösen Feind das Leuchten des Priestertums niefallen würde. So ist es geschehen, dass gerade in diesem Jahr der Freude über das Sakrament des Priestertums die Sünden von Priestern bekannt wurden.“*

Doch auch trotz dieses Rückfalls in die Zeiten des Antimodernismus bescheinigt Assheuer Papst Benedikt ein seismographisches Gespür für eine andere Krise, nämlich die der Moderne. Dieses Gefühl des Papstes, das vielen vertraut sein dürfte, beschreibt Assheuer so:

*„Die Moderne ist am Ende, sie hat sich zu Tode gesiegt, sie ist erschöpft von kapitalistischem Götzendienst und sinnloser Emanzipation. Was einmal an menschenfreundlichen Verheißungen in ihr steckte, das hat sie aufgezehrt und banalisiert.“*

Daraus - so ist sich der Autor sicher - schöpfe der Papst Hoffnung für die Kirche. Wie Pius X. setze er auf ihr Ausharren. Nach allen früheren Epochen werde sie - die Roma aeterna - auch die Moderne überleben. Der Artikel endet mit einem konkreten Appell:

*„Wer all das nicht will - wer den Katholizismus nicht aus der Geschichte entlassen möchte; wer nicht will, dass der Vatikan im Neoklerikalismus erstarrt und unfreiwillig die Entchristianisierung Europas vorantreibt -, dem bleibt nur eins: Er muss sich in frommem Ungehorsam üben, in religiöser Dissidenz. Die Rebellion gegen den Vatikan, so der katholische Moraltheologe Dietmar Mieth, kann sofort beginnen, zum Beispiel mit einem Aufstand gegen den Zölibat. ‚Wenn sich morgen fünf Bischöfe zusammentäten, um verheiratete Männer zu Priestern zu weihen, würde überhaupt nichts passieren!‘“*

A.W.

## Wo liegt die wahre Krise der Kirche?

*von Leonardo Boff*

Die durch die Fälle von Kindesmissbrauch ausgelöste Krise in der römisch-katholischen Kirche ist nichts im Vergleich zu der wahren Krise, die tatsächlich strukturell ist und die Kirche als geschichtlich-gesellschaftliche Institution betrifft. Ich beziehe mich nicht auf die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen. Die bleibt trotz der Krise lebendig und organisiert sich in kommunitärer Form und nicht hierarchisch-pyramidal wie die Kirche der Tradition. Die Frage ist: Was für eine Art Institution repräsentiert diese Gemeinschaft des Glaubens? Wie ist sie organisiert? Momentan zeigt sich die Kirche von der zeitgenössischen Kultur abgekoppelt und in krassem Widerspruch zum Traum Jesu, wie er von Gemeinschaften wahrgenommen wird, die es gewohnt sind, in Gruppen die Evangelien zu lesen und zu analysieren.

Kurz, aber ohne Übertreibung gesagt: Die Institution Kirche baut auf zwei Formen der Macht auf: zum einen die säkulare, organisatorische, rechtliche und hierarchische Gewalt, ererbt vom Römischen Reich, und zum anderen die geistliche Vollmacht, begründet in der politischen Theologie des Augustinus über die „Stadt Gottes“ (Civitas Dei), die er mit der Kirche als Institution identifizierte. In deren konkreter Ausformung zählen weniger das Evangelium oder der christliche Glaube, sondern vielmehr diese Gewalten, die ihren Anspruch auf alleinige Vollmacht oder „Heilige Gewalt“ (potestas sacra) zum Ausdruck bringen, bis hin zur absolutistischen Machtvollkommenheit (plenitudo potestatis) im römisch-imperialen Stil der absoluten Monarchie. Der Caesar besaß die Fülle der Macht: politisch, militärisch, rechtlich und religiös. In ähnlicher Weise besitzt auch der Papst eine durchaus vergleichbare Machtfülle: „höchste, volle, unmittelbare und universale ordentliche Gewalt“ (Can. 331 CIC). Attribute, die eigentlich nur Gott zukommen. Als Institution betrachtet, ist der Papst ein getaufter Caesar.

Dieses Machtprinzip, das die Struktur der Kirche als Institution bestimmt, begann sich im Jahre 325 mit Kaiser Konstantin zu manifestieren und wurde 392 offiziell verankert, als Theodosius der Große (»395) das Christentum zur einzigen Religion des Staates erhob. Die Institution Kirche übernahm diese Macht mit all den Titeln, Ehren und Palastsitten, wie sie im Lebensstil von Bischöfen, Kardinälen und Päpsten bis auf den heutigen Tag überdauern.

Mit der Zeit nahm diese Macht immer totalitärere und bisweilen tyrannische Züge an, besonders nach dem Pontifikat Gregors VII., der sich 1075 selbst zum absoluten Herrn der Kirche und der Welt proklamierte. Radikaler noch als jener, bezeichnete sich Innozenz III. (»1216) nicht allein als Nachfolger Petri, sondern als Stellvertreter Christi. Sein Nachfolger Innozenz IV. (»1254) tat den letzten Schritt und erklärte sich zum Stellvertreter Gottes und damit zum universalen Herrscher der Erde, der deren Teilgebiete nach eigenem Gutdünken an wen auch immer verteilen durfte, wie es der Papst dann später im 16. Jahrhundert auch tat, als er die Neue Welt unter den Königen von Spanien und Portugal aufteilte. Jetzt fehlte nur noch, den Papst für unfehlbar zu erklären, was 1870 unter Pius IX. geschah. Damit schloss sich der Kreis.

Nun befindet sich diese Art Institution heute in einem tiefgreifenden Erosionsprozess. Nach mehr als 40-jährigem Studium und Nachdenken über die Kirche (mein Spezialgebiet) drängt sich mir der Verdacht auf, für sie ist jetzt der entscheidende Moment gekommen: Entweder ändert sie sich mutig und findet damit ihren Platz in der modernen Welt und wirkt verändernd auf den Prozess der beschleunigten Globalisierung ein - und da hat sie eine Menge zu sagen -, oder sie verdammt sich selbst zu einem Dasein als immer unbedeutendere westliche Sekte, der die Gläubigen abhandeln kommen.

Das derzeit von Benedikt XVI. verfolgte Projekt einer „Reconquista“ zur Rückgewinnung der Sichtbarkeit der Kirche als Gegenbild zur säkularisierten Welt ist zum Scheitern verurteilt, wenn auf institutioneller Ebene kein Wandel erfolgt. Die Menschen von heute akzeptieren keine autoritäre und deprimierte Kirche mehr, in der eine Stimmung wie auf der eigenen Beerdigung herrscht. Aber sie sind offen für die Erzählung von Jesus, für seinen Traum und für die Werte des Evangeliums.

Ein solches Hineinsteigern in den Willen zur Macht, in der trägerischen Vorstellung, sie komme unmittelbar von Christus, verhindert jede Reform der Institution Kirche, denn alles an ihr hätte als göttlich und unantastbar zu gelten. Hier tritt vollends die Logik der Macht zutage, wie sie Hobbes in seinem Leviathan beschreibt: Macht strebt nach immer mehr Macht, denn Macht lässt sich nur sichern,

indem man sich mehr und mehr Macht verschafft. Eine kirchliche Institution, die auf diese Weise nach absoluter Macht strebt, verschließt der Liebe die Türen und distanziert sich von den Machtlosen, den Armen. Die Institution verliert ihr menschliches Gesicht und wird unempfindlich für existenzielle Probleme, etwa die der Familie und der Sexualität.

Das II. Vatikanische Konzil (1965) versuchte, dieser Fehlentwicklung mithilfe der Begriffe Gottesvolk, Communio und Kollegialität entgegenzuwirken. Doch dieser Versuch wurde von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. zunichte gemacht, die auf der Rückkehr zum römischen Zentralismus beharrten und die Krise damit verschärften.

Was aber an einem Tag errichtet wurde, kann an einem anderen wieder zurückgebaut werden. Der christliche Glaube besitzt aus sich heraus die Kraft, in diesem globalen Zeitalter eine institutionelle Form zu finden, die dem Traum seines Stifters eher gerecht wird und besser im Einklang mit unserer Zeit steht.

•••••

**GLAUBE?**

**UNGLAUBE?**

**„Ich glaube nicht an Gott,  
aber ich bin ihm dankbar,  
dass mein Sohn unversehrt  
aus dem Tunnel gekommen ist.“**

*Reaktion eines Duisburger Vaters nach der Massenpanik*

•••••



## FK-Termine

### Regionalkreis Münster

Der Kreis trifft sich in privatem Rahmen zu Gesprächen und mehrmals im Jahr zum Gottesdienst. Wir befassen uns mit Themen aus Theologie, Kirche und Gesellschaft.

Kontaktpersonen:

**Johannes Becker:** Tel.: 02533/677, E-Mail: E.Jo.Becker@t-online.de

**Ludwig Wilmes:** Tel.: 02536/1408, E-Mail: wilmes-fk@t-online.de

• • • • •

### Tagung des AK-Armut

des FK zusammen mit dem Gasthaus Recklinghausen

#### **Vererbte Armut? Arme Familien - arme Kinder**

Referent: Prof. Dr. Karl-Heinz Grohall

Donnerstag, den 21. 10., 18.30 - 21.00

in der Akademie Franz-Hitze-Haus

Tagungsgebühr 6 Euro, ermäßigt 3 Euro

• • • • •

### Einkehrtage 2011

#### **Thema: Ökumenische Erfahrungen und Perspektiven**

Leitung: Ferdinand Kerstiens

Zeit: Mi., 5. Januar 2011, 11.00 Uhr - Fr., 7. Januar 2011, 13.00 Uhr

Ort: Landvolkshochschule Freckenhorst

Die Trennung der evangelischen und katholischen Kirchen wird immer unsinniger und schadet der Glaubwürdigkeit ihrer Botschaft. Die von den Kirchenleitungen neu propagierte „Ökumene der Profile“ setzt aber auf neue Abgrenzung. Doch die Forderungen nach eucharistischer Gastfreundschaft werden immer lauter, so besonders deutlich auf dem letzten ÖKT in München. Viele Gemeinden praktizieren schon, was sie offiziell fordern. Aber man schweigt darüber, um keine Schwierigkeiten zu bekommen. Gerade engagierte Gläubige beider Konfessionen drängen zu einer neuen Praxis. Die anderen interessiert es nicht.

Welche ökumenischen Erfahrungen machen wir in unseren unterschiedlichen Gemeinden? Welche Gründe motivieren uns? Welche Wege weist uns die Schrift und ermöglicht uns die Theologie? Wie gehen wir mit den strittigen Fragen um (Amtsfrage, Kirchen- und Eucharistieverständnis)? Welche Perspektiven sehen wir?

Darüber wollen wir in den Einkehrtagen miteinander ins Gespräch kommen und uns gegenseitig ermutigen zu neuen Wegen.

## **Kampf gegen Machtmissbrauch**

Aus dem Artikel „Von der ungeteilten päpstlichen Gewalt“

*von Peter Pawlowsky*

Seit die christlichen Fürsten abgetreten sind, haben die Laien gar nichts mehr zu reden. Es soll keineswegs behauptet werden, dass Entscheidungen von Laienseite stets die besten und richtigen waren; immerhin aber sicherten sie einen regionalen Einfluss, über den der vatikanische Zentralismus heute „drüberfährt“, seit die Bischöfe sich nur mehr als römische Statthalter in fernen Kirchenprovinzen verstehen. Das kann auf die Dauer nicht gutgehen, wie man aus einem Beispiel aus der österreichischen Geschichte lernen könnte. Solange Wien die Verwaltung der Lombardei in die Hände einheimischer Aristokraten gelegt hatte, war alles gutgegangen, bis Napoleon die alten europäischen Ordnungen beseitigte; als Wien nach dem Wiener Kongress dazu überging, die Lombardei durch von auswärts eingesetzte Beamte zu verwalten, wuchs die Unzufriedenheit und wurde zur Triebfeder des Risorgimento.

Es ist eine Errungenschaft der europäischen Geschichte, Methoden zu finden, die Machtmissbrauch erschweren oder verhindern. Die entscheidende Methode dazu ist die Gewaltenteilung. Sie hat sich nicht schnell durchgesetzt, aber sie gehört heute zum Standard der Rechtspolitik in der westlichen Welt. Was immer über eine mögliche Verfassung der römischen Kirche zur Sprache kommen mag - der springende Punkt ist die Tatsache, dass Rom sich bis heute weigert, die Gewaltenteilung im eigenen Bereich anzuerkennen. Damit ignoriert Rom die über Jahrhunderte gewachsene Einsicht über die Verhinderung von Machtmissbrauch und setzt sich selbst unter der Vorgabe theologischer Legitimation der permanenten Gefahr eigenen Machtmissbrauchs aus.

### **Päpstliche Rollendiffusion**

Seit das Unfehlbarkeitsdogma 1870 beschlossen wurde, hat das Bewusstsein der Unfehlbarkeit das gesamte Selbstbewusstsein der vatikanischen Bürokratie infiziert. Streng genommen ist die Anwendung dieses Dogmas nur in ganz wenigen besonderen Fällen rechtens, so bei der Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (1950). Aber die ultimative Entscheidungsfreiheit des Papstes ist zu einem Stück alltäglicher Unfehlbarkeit römischer Kirchenpolitik geworden. Sie bedeutet eine Entmachtung der Bischöfe und eine Missachtung der Laien in kirchenpolitischen Fragen. Wie in Diktaturen üblich, werden über Personen mit kritischen Äußerungen Dossiers geführt, um Berufungen in kirchliche Ämter und auf theologische Lehrstühle zu verhindern.

Unterdessen ist auch der Papst selbst ein Opfer mangelnder Gewaltenteilung geworden. Da er alle Kompetenzen in sich vereinigt, ist unklar, ob er jeweils im Sinne der Legislative, der Judikative oder der Exekutive spricht oder handelt. In welcher Rolle spricht der Papst gerade? Daraus erklärt sich ein Teil der Widersprüche, die in den letzten Jahren an der vatikanischen Politik auffallen. Als Gesetzgeber stilisiert Benedikt XVI. die römische Kirche als die einzige wahre Kirche Christi, in der Exekutive - somit als Kirchenpolitiker - spricht er von Ökumene, die zuvor von seiner Gesetzgebung behindert wurde. Als oberster Richter fordert er die Rota Romana zur Strenge in Eheverfahren auf, während er der Liebe eine Enzyklika widmet. Er verurteilt den Saarbrückener Theologieprofessor Hasenhüttl, weil er Protestanten zur Kommunion einlud, und hebt die Exkommunikation der Piusbrüder auf. Der Gesetzgeber stimmt einem Text zur Judenbekehrung zu, der Mann der Exekutive besucht die römische Synagoge.

*Quart Nr. 2/2010*

[www.quart-online.at](http://www.quart-online.at)

## **Zwei Reaktionen auf die Kirchenkrise**

### **Das ist mir heilig: Eine jesuanische Kirche**

*von Bruno Hessel*

Die katholische Kirche nennt sich selbst im Credo „heilig“. Ich könnte - paradox - formulieren: Ich bin aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil sie mir heilig ist. Oder anders formuliert: Ich bin aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil ich katholisch bleiben will.

Wenn die katholische Kirche auf den Juden Jesus zurückgeht, der das erstarrte Gesetzesjudentum seiner Zeit reformieren wollte und heute sicherlich kein Freund konfessioneller Kirchentrennungen wäre, dann müsste eine solche jesuanische Kirche einladend, statt ausgrenzend sein, dialogisch statt hierarchisch-autoritär, Vorreiterin der Menschenrechte (z. B. der Frauenrechte) und nicht deren ängstliche Nachhut und Verhinderin.

Schaut man sich aber den real existierenden Katholizismus an oder erlebt ihn als ständig Ausgegrenzter, dann fragt man sich: Wie kommt es, dass diese weltfremde (z. B. Kondomverbot selbst in der Aids-Prophylaxe) Macht- und Männerkirche mit ihrer magischen Überhöhung der Weiheämter - trotz aller Skandale und trotz der jahrelangen Bemühungen seitens der vielen ökumenischen Reformgruppen an der Kirchenbasis - sich nicht bewegt und die Karawane „Amtskirche“ unbeirrt weiterzieht?

Zugegeben: Die katholische Kirche gilt bei vielen - vor allem jungen - Menschen nur noch als ein Dinosaurier - kurz vor dem Aussterben.

Zugegeben: Die offizielle Amtskirche entspricht als Brauchtumskirche dem bürgerlich-konservativen Milieu und dient mit ihrem bürgerlichen Wertekonsens als Sozialkitt einer ansonsten eher aus den Fugen geratenen Gesellschaft. Und die folkloristischen Auftritte, wenn Papst und Bischöfe anreisen, bekommt niemand besser hin als die telegene Kurienkirche.

Nur einer stört dieses eingefahrene (Wirtschafts-) Unternehmen: dieser bescheidene und dennoch selbstbewusste Mensch aus Nazareth. Unvorstellbar: Jesus in roten Lackschuhen wie der „Heilige Vater“ (schon diese Anrede würde Jesus als Sakrileg ansehen), oder Jesus in Brokatgewändern - wie die Piusbrüder - oder mit dieser „violettten Würdesprache“, wie die meisten Bischöfe sie verwenden).

Jesus hat Klartext geredet und entsprechend gehandelt: Doch schon die biblischen Theologen machen aus den Handgreiflichkeiten Jesu, als dieser die Tische der Händler im Tempel „umstürzt“, eine „Reinigung“ des Tempels. Jesus weist die Männer auf ihre Doppelmoral hin, als diese eine Ehebrecherin steinigen wollen. (Von dem beteiligten Mann ist natürlich nicht die Rede - wie noch heute bei den Taliban.) Jesus kritisiert niemanden so stark wie das damalige religiöse Beamtentum. Müsste man heute nicht sagen, wie die machtorientierte, unfehlbare Kurienkirche?

Zweifellos: Man kann nicht einfach aus der (Kirchen-) Geschichte herauspringen oder Entwicklungen zurückschrauben. Aber Martin Luther hat den Christen - auch den Katholiken - vorgemacht, dass man kirchliche Fehlentwicklungen nicht einfach resignativ hinnehmen muss. Wenn es nicht zu einem neuen Kirchenbeben kommen und der Massenauszug aus der katholischen Amtskirche gestoppt werden soll, dann muss man wohl mit mehr „Nach-DRUCK“ und Entschlossenheit eine selbstgefällige Kurienkirche an ihren jesuanischen Ursprung erinnern.

Die Vision einer solchen jesuanischen Kirche - konfliktfähig, weltoffen fromm und in ökumenisch versöhnter Geschwisterlichkeit - ist mir heilig. Solange keine Anzeichen für grundlegende Reformen, keine wirkliche Bewegung erkennbar sind, muss ich mich leider im „Kirchenfasten“ üben. Das heißt: Ich bin erstmal - bis zum Lutherjahr 2017 - aus der katholischen Kirche ausgetreten, also aus der Körperschaft, aber nicht aus dem „Körper (Leib) Jesu“.

## Die Zweifel eines Neunzehnjährigen

### Eine Anklage

*Als vor kurzem auch an seiner von einem Orden getragenen Schule Missbrauchsfälle bekannt werden, beginnt unser Autor an seinem Glauben zu zweifeln. Was taugt die Kirche noch für einen jungen Erwachsenen, der gerne glauben möchte?*

„Das ist eine Prüfung Gottes für uns. Wir müssen uns fragen, was Er uns damit sagen möchte,“ erklärt mir ein Priester sachlich, bestimmt und ohne Regung zu zeigen.

Es war vor vier Monaten, und es war ein Riesenschock: Ein Priester in meinem Heimatpfarrverband hat als junger Kaplan ein Kind sexuell missbraucht und - was jetzt ebenfalls bekannt wurde - noch vor wenigen Jahren in seiner früheren Pfarrei eine Affäre mit einer verheirateten Frau gehabt. Nur wenige Tage später: An meiner eigenen, von einem Orden getragenen Schule haben Patres in den 50er und 60er Jahren Internatsschüler sexuell missbraucht, körperlich misshandelt und gepeinigt. Die Täter wurden versetzt; einer ist noch heute im pastoralen Dienst tätig.

Mittendrin stehe ich nun als frisch gebackener Abiturient, der mit der Kirche großgeworden ist, sich wie selbstverständlich als Ministrant und später als Jugendgruppenleiter engagiert hat. Mittendrin stehe ich mit der Frage, wie ich in solch einer Gemeinschaft überhaupt noch glauben und leben kann. Unzählige Male haben wir im Religionsunterricht die Theodizee-Frage nach dem Leid auf der Welt gestellt. Wie unglaublich erscheinen plötzlich all die Religionslehrer, die jahrelang von einem gütigen Gott gesprochen haben.

Vor einigen Tagen hat die Deutsche Bischofskonferenz neue Leitlinien zum Umgang mit sexueller Gewalt veröffentlicht. Es besteht nun eine grundsätzliche Pflicht, bei Verdacht auf sexuellen Missbrauch Strafanzeige zu erstatten. Was als ein Erfolg verkauft wird, ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Noch beschämender ist es, dass die Bischöfe für die Erarbeitung dieser Leitlinien über ein halbes Jahr gebraucht haben. Warum hat nicht ein deutscher Papst sofort nach den ersten Missbrauchsfällen in Deutschland um Verzeihung gebeten und eine uneingeschränkte Aufklärung angekündigt? Wer tiefe Reue zeigt, der kann auch klare Worte finden.

Für die Opfer zu beten kann helfen, heilt aber allein noch lange nicht die tiefen Wunden der Betroffenen. Auch ist es kein Trost, dass meist Fälle zu Tage treten, die oft weit in der Vergangenheit liegen; kann es vielleicht sein, dass manche aktuellen Missbräuche aufgrund der Angst der jungen Opfer nicht offenbar werden? Es haben doch viele Opfer erst als Erwachsene und mit dem Abstand von Jahrzehnten den Mut gefasst, über die Taten erstmalig mit Dritten zu sprechen.

Ich erwarte Ehrlichkeit. Wo sind die Priester, die nicht nur Sonntag für Sonntag morgens Wasser predigen und abends Wein trinken? Sicherlich gibt es viele Geistliche, die die derzeitigen Vorgänge kritisch sehen, aber nur sehr wenige, die sich trauen, öffentlich der Hierarchie zu widersprechen. Am Ende hat der Kardinal oder Bischof doch immer das letzte Wort.

Ich habe immer mehr Schwierigkeiten, in einer Kirche meinen Glauben zu leben, an deren Spitze Kardinäle und Bischöfe wie Regenten ihre Macht zelebrieren. Wie anachronistisch wirken doch Würdenträger, die sich in purpurne Gewänder hüllen und versuchen, die Welt aus der Bibel heraus zu erklären. Während wir über die Rente mit 67 diskutieren, gehen Bischöfe und damit die Entscheidungsträger und medialen Repräsentanten der katholischen Kirche mit 70 Jahren oftmals noch lange nicht in Rente. Zur Erinnerung: Jesus war ein junger Prophet, er starb bereits mit 33 Jahren, und er trug einfache Gewänder und hatte Latschen an den Füßen. Durch seine Worte, durch seine Bescheidenheit hat er die Menschen gewonnen, er hatte nichts gemein mit den auf Äußerlichkeiten fixierten Pharisäern im Tempel.

Ich habe Probleme, weiterhin mit Überzeugung Mitglied einer Kirche zu sein, die ihren Mitarbeitern verbietet, den Bund der Ehe als das größte Zeichen der zwischenmenschlichen Liebe einzugehen. Es muss doch möglich sein, sich gleichzeitig einer Gemeinde und einer Familie mit Liebe und Leidenschaft zu widmen. Wir brauchen ein 3. Vatikanisches Konzil, das die katholische Kirche in das 21. Jahrhundert führt. Ich warte auf ein Signal, das mir zeigt: Unsere Kirche ist zwar zeitlos, sie geht aber dennoch mit der Zeit!

Bei mir im Dorf wird nun die Kirchenorgel für teures Geld renoviert. Personal für Jugendarbeit sei aber nicht mehr vorhanden, sagt das Erzbistum zeitgleich. Ich sehe vor meinen Augen schon eine schön anzusehende und wunderbar klingende Orgel. Aber es wird sich in zwanzig Jahren kaum mehr jemand finden, der ihr zuhört, geschweige denn sie spielen kann. Für solche Projekte verkauft die Kirche sogar Landbesitz. Für den Ausbau der Jugendarbeit, für den Erhalt katholischer Bekenntnisschulen, für Investitionen in die Zukunft fehlt aber das notwendige Geld. Auch in Zeiten knapper Kassen kann man in die nächsten Generationen investieren. Es ist nur eine Frage, welche Prioritäten man setzt.

Ich war in Köln und ich war in Sydney auf den Weltjugendtagen. Die Erfahrung, mit Tausenden Jugendlichen den Glauben zu teilen, bestärkt. Die Offenheit vieler Geistlicher, innovative Glaubensformen zu etablieren, ist bewundernswert. Aber umso enttäuschender ist die Stumpfheit, wenn man wieder in der Heimat angekommen ist. „Das haben wir doch schon immer so gemacht“ - das Totschlagargument einer alternden Kirche.

Die Kirche muss die Zeichen der Zeit erkennen, sie muss ihren Gläubigen gegenüber ehrlicher und aufrichtiger sein. Wer von Nächstenliebe als dem höchsten Gut spricht und gleichzeitig sexuellen Missbrauch an Schutzbefohlenen jahrelang vertuscht hat und mitunter heute noch in manchen Priesteräußerungen verharmlost, ist nicht nur realitätsfern, sondern schlichtweg unglaublich. Und am Ende ist es ähnlich wie bei der Staatsverschuldung und der Umweltverschmutzung: Das Erbe hat meine Generation zu tragen.

Auszutreten ist für mich bei aller Skepsis kein ernstzunehmender Gedanke. Weglaufen kann doch jeder. Aber das verlorengegangene Vertrauen wieder aufzubauen ist eine schwere und in naher Zukunft schier unlösbar scheinende Aufgabe. Ich zweifle an der Kirche und an dem Gottesverständnis dieser Institution. Ich merke selbst, dass ich seltener Gottesdienste besuche, die Predigten mich langweilen, ich das Engagement als Jugendgruppenleiter auf ein Minimum zurückfahre. Beim Glaubensbekenntnis verzichte ich neuerdings auf den Satz „Ich glaube an die heilige katholische Kirche“. Ich kann nicht mehr an „diese“ Kirche in dem jetzigen Zustand glauben, ich glaube ausschließlich an Gott. Dass er mich mit meinem Zweifel prüfen möchte, ist jedoch absurd. Damit würden lediglich die pädophilien Entgleisungen einiger Priester verharmlost.

•••••

## **Der Irakkrieg - eine bittere Bilanz**

*von Ludwig Wilmes*

- |             |   |
|-------------|---|
| 11.9.2001   | Terroranschlag auf das WTC in New York. 2726 Tote. Die USA kündigen einen Krieg gegen „das Böse“, den Terrorismus, an.<br>Der Irak und besonders Saddam Hussein gelten in der Folgezeit immer mehr als Anstifter des Terroranschlags und als Produzent von Massenvernichtungswaffen, die die ganze Welt bedrohen. (Beide Behauptungen erweisen sich später als falsch.) |
| 15.2.2003   | Weltweit demonstrieren 9 Millionen Menschen vergeblich gegen den bevorstehenden Krieg.  |
| 20. 3. 2003 | Präsident Bush beginnt ohne UN-Resolution die „Operation Iraqi Freedom“ mit gezielten Bombardements auf Bagdad. (Deutschland, Frankreich und andere Verbündete der USA verweigern die Gefolgschaft, u.a. wegen fehlender völkerrechtlicher Legitimation für einen Krieg.)   |
| 14. 4. 2003 | Das Pentagon erklärt den Krieg für beendet.   |
| 2003-2010   | Im Land herrschen zum Teil bürgerkriegsähnliche Zustände, die zu Anschlägen auf Besatzungstruppen, irakische Sicherheitskräfte, Zivilpersonen anderer Konfession oder ethnischer Zugehörigkeit führen. (Bei 2160 Terroranschlägen starben allein 20.400 Frauen, Männer und Kinder.)   |

<b>Kriegsopfer</b>	(Mindestzahlen):
112.600	irakische Zivilpersonen,
9.500	irakische Soldaten,
4.418	US-Soldaten: 32.000 Verwundete,
197	britische Soldaten,
137	Soldaten anderer Verbündeter.

### **Kriegskosten**

Sie werden auf 1.000 Milliarden (= 1 Billion) Dollar geschätzt.

19.8.2010 Bei Nacht und Nebel („aus Sicherheitsgründen“) verlassen die US-Kampftruppen den Irak. Bis 2011 bleiben noch 50.000 Soldaten zur „Stabilisierung“ der Lage im Land.

Inzwischen kämpft man gegen „das Böse“ in einer völkerrechtlich legitimierten „Mission“ (umgangssprachlich „Krieg“) in Afghanistan. Die Bilanz dieses Krieges ist noch nicht gezogen. Inzwischen ist die Mehrheit der Bevölkerung hier bei uns und in den meisten Ländern gegen eine Fortsetzung des Krieges.

Das Böse ist inzwischen weitergezogen nach Pakistan. (Übrigens: Der Wiederaufbau des Landes nach der Flutkatastrophe wird auf 11 Milliarden Dollar geschätzt. Aber woher nehmen?)

Ein vielgesungenes Antikriegslied lautet (in leichter Abwandlung)

**Sag, wo die Soldaten sind,**

**wo sind sie geblieben? ...**

**Was ist geschehn?**

**Sag mir, wo die Opfer sind!**

**Über Gräber weht der Wind -**

**Wann wird man je verstehn?**

**Wann wird man je verstehn?**

**Freckenhorster Kreis**  
*Regionalkreis Münster*

Münster, den 28. 7. 2010

Johannes Becker  
Immanuel-Kant-Str. 10  
48161 Münster

Tel.: 02533/677

Brigitte Grävinghoff  
Glockenweg 30  
48431 Rheine

Tel.: 05971/51504

Herrn  
Bischof Franz-Josef Bode  
Hasestr. 40 a

49074 Osnabrück

Sehr geehrter Herr Bischof Bode!

Wir, der Regionalkreis Münster des Freckenhorster Kreises, begrüßen Ihre wiederholten Äußerungen zur Krise der katholischen Kirche. Als Laien an der Basis, die sich ihrer Verantwortung als Getaufte bewusst sind, müssen wir erleben, wie die Kirche zunehmend an Glaubwürdigkeit und Zuspruch verliert - auch unter ihren noch „praktizierenden“ Mitgliedern.

Nicht nur die Rehabilitation der Piusbrüder und die verheerenden Missbrauchsskandale haben Unverständnis und Empörung ausgelöst. Auch die geschäftsmäßig abgewickelten Gemeindefusionen über die Köpfe der Betroffenen hinweg sorgten für Verbitterung und Vertrauensverlust.

Vor allem ist es aber das jahrzehntelange Schweigen der Kirchen- und Bistumsleitungen gegenüber berechtigten Anliegen und Forderungen von Priestern und Laien, das gerade bei engagierten Christen auf zunehmende Ablehnung stößt. Viele von ihnen - vor allem Frauen - kehren der Kirche enttäuscht den Rücken.

Vor diesem Hintergrund halten wir Ihre wiederholten Wortmeldungen zur jetzigen Kirchensituation für einen dringend notwendigen Schritt und vor allem für ein Zeichen der Solidarität mit uns Christinnen und Christen in den Gemeinden.

Wir wünschen uns, dass sich immer mehr Amtsträger in ähnlicher Weise äußern, so dass wachsende Solidarität untereinander auch den anderen Bischöfen Mut macht, die gravierenden Probleme zusammen mit den Gemeinden in Angriff zu nehmen.

In der Hoffnung auf einen Neuaufbruch in unserer Kirche grüßen herzlich für den Regionalkreis Münster

i.A. Johannes Becker

Brigitte Grävinghoff

## Die Einsamkeit der Hirten

*von Peter Paul Kaspar*

Das Schisma ist längst ausgebrochen. Die katholische Kirche lebt in Spaltung. Eine kleine Gruppe zentralistischer Hierarchen steht einer Kirche vor, die zunehmend ihre eigenen Wege geht. Hat sich die Hierarchie von der breiten Basis der Gläubigen getrennt? Oder verhält es sich umgekehrt? Und wer sind die Ketzer? Sind es die Gemeinden, die sich nicht mehr an die Vorgaben der Kirchenleitung halten, oder die vereinsamten Spitzenfunktionäre, die eine Kirche befehligen, die ihnen immer weniger gehorcht? Es gibt auch eine Spaltung ohne verurteilte Irrlehrer und verbrannte Ketzer, ohne Exkommunikation und Exodus. Ähnlich vielleicht einer zerrütteten Ehe, in der man aneinander vorbei schweigt oder im Monolog vereinsamt. Denn Partnerschaft zwischen Hierarchen und Gläubigen ist im Kirchenrecht nicht vorgesehen. Hier herrschen Befehl und Gehorsam. Doch was macht ein Befehlshaber, wenn immer weniger gehorcht wird? Was geht in einer Kirche vor, in der man aufhört, Reformen zu fordern, sondern sie ganz einfach durchführt?

Tatsächlich hat die Reform auf informelle Weise längst begonnen. Von den Hierarchen kaum bemerkt - und wenn doch, dann nur mehr wehleidig beklagt - hat die Kirche seit dem Konzil vieles hinter sich gelassen, was lange zum unverzichtbaren Fundus des Katholizismus gehörte. Die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils waren nicht Abschluss, sondern Beginn einer schleichenden und im kirchlichen Alltag kaum offen diskutierten Veränderung: Das Kirchenvolk hat sich selbst ermächtigt, viele Kleriker haben durch ihre Nähe zu den Gläubigen in einem langsamen Prozess die Realität akzeptiert, dass in der alltäglichen Seelsorge andere Regeln gelten, als von Rom dekretiert werden. Die hierarchischen Texte und Dekrete werden immer weniger gelesen, ja kaum mehr registriert. Eine wenig erkannte Spaltung trennt zunehmend die Hierarchie vom Volk. Die Gläubigen wandern weiter und die Hirten bleiben zurück. Und da Letztere gern unter sich bleiben, merken es viele nicht einmal. Sie tagen in ihren Dikasterien und Ordinariaten und bestimmen über eine Kirche, die es so kaum mehr gibt.

### Die Kluft zwischen Hirten und Herde

Eine Bestandsaufnahme der Veränderungen fällt zwiespältig aus: Manches wird man unbekümmert gutheißen, anderes bedauern. Am auffälligsten sind die Kirchenaustritte - vor allem stoßweise nach hierarchischen Fehlleistungen und Kirchenskandalen. Ähnlich verhält es sich mit dem Rückgang des Kirchenbesuchs. Im öffentlichen Diskurs werden zwei Dinge wenig bedacht: Die gesamte gesellschaftlich-religiöse Landschaft ist in Veränderung - auch unabhängig von den jeweiligen Vorfällen und Skandalen. Die Kirchen - also auch die anderen christlichen Kirchen - verlieren Kirchenbesucher und Mitglieder. Viele Ausgetretenen meinen, ein sinkendes Schiff zu verlassen. Gleichzeitig mit dem Mitgliederschwund ist in vielen lebendigen Gemeinden die Zahl der aktiven Mitarbeiter auffallend angewachsen. Wurden noch vor einem halben Jahrhundert die Pfarrgemeinden von den Geistlichen und wenigen engagierten Mitarbeitern in Schwung gehalten, gibt es kaum mehr Priester, dafür häufig umso mehr aktiv engagierte Mitarbeiter. Die Kirchenkrise erweist sich weitgehend als eine hierarchische Krise.

In vielen Gemeinden haben (sogenannte) Lientheologen, aber auch Religionspädagogen und ehrenamtliche Mitarbeiter - Frauen und Männer, um es ein- für allemal korrekt zu sagen - die Seelsorge „übernommen“, während die altgewordenen Multifunktionspfarrer nach Maßgabe der Realität fallweise „vorbeikommen“. Die längst fällige Zulassung von Verheirateten und Frauen zum Dienst in der Seelsorge hat sich in der Praxis abseits der kirchenrechtlichen Vorgaben längst durchgesetzt. Man könnte es eine „Kirchenreform von unten“ nennen. In vielen Gemeinden ist die überfällige Erneuerung auf diese Weise ganz einfach „passiert“. Und wenn diese Reform irgendwann einmal - also auf jeden Fall viel zu spät - von Rom nachträglich sanktioniert sein wird, werden diese Gemeinden sich freuen, rechtzeitig und tatkräftig gehandelt zu haben. Dann wird man auch den konstruktiven Ungehorsam loben und jenen dankbar sein, die „eigenmächtig“ - also aus eigener Vollmacht als Christinnen und Christen - gehandelt haben. Die eigentlich lächerliche Metapher vom „vorausseilenden Gehorsam“ tritt wieder einmal in Kraft.

Das langsame Aussterben des „hierarchischen Sakralpriesters“ (wie ich ihn vor Jahren in einigen kecken Thesen genannt habe) hat einen anderen Typus von Priester entstehen lassen: den „geschwisterlichen Gemeindepriester“: männlich und weiblich, verheiratet oder alleinstehend, haupt- oder ehrenamtlich - mit oder ohne Weihesakrament.



Und man verstößt damit nicht einmal gegen die traditionell katholische Lehre, die ja vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen spricht. (Den Unterschied zu buchstabieren überlässt man den professionellen Theologen.) Viele Gemeinden haben gelernt, mit diesem hierarchischen Dissens zu leben. Denn das, was Kirche und Gemeinde ist, ereignet sich unter den Menschen und nicht in den römischen und bischöflichen Zentralen. Seit sich immer mehr Gemeinden selbst ermächtigen, Kirche zu sein, zitieren die Bischöfe kaum mehr den notorischen Satz der Siebzigerjahre: „Kirche sind wir ja alle!“ Das in Konzilszeiten gern so genannte „Volk Gottes“ ist längst weitergezogen. Viele Bischöfe sind zurückgeblieben. Der Papst ist ohnehin in Rom und weit weg.

## **Vergessene Sünden**

Inzwischen gibt es unter den Gläubigen eine Menge vergessener oder verdrängter Verbote: Denn selbstverständlich gehen viele Geschiedene-Wiederverheiratete zur Kommunion, kaum beichten noch Brautleute vor der kirchlichen Hochzeit ihre „vorehelichen Sünden“, für Fragen der Empfängnisverhütung hält man unverheiratete Kleriker ohnehin für wenig kompetent, und was die Osterbeichte ist, wissen gerade noch die Opas und Omas. Die Lebensgefährtin des Pfarrers wird nachsichtig akzeptiert, vielfach sogar wegen ihres Engagements in der Pfarre geschätzt. Und die Bischöfe würden sich hüten, ihre liierten Seelsorger aus dem Amt zu jagen. Schließlich haben sich die sexuellen Zwischenfälle bis in die Kardinalsringe hochgearbeitet. Zwar haben Papst und Bischöfe sich für die zahlreich aufgetauchten Pädophiliefälle unter katholischen Priestern „entschuldigt“ - doch der Einsicht folgten keine Änderungen im System der verbogenen Sexualität katholischer Kleriker. Während die Hierarchen noch verlegen die pädophilen Vorkommnisse in ihren männlich-zölibatären Eliten bedauern, hat die Zukunft der Kirche in vielen Gemeinden längst begonnen.

Wenn man diesen Bericht liest, wird man - je nach Standpunkt - zu verschiedenen Antworten kommen: Wer auf dem Status quo besteht oder schon die Konzilsreformen missbilligt hat, wird den sittlichen Verfall der katholischen Kirche beklagen - sich aber vielleicht damit trösten, dass es ja solche Zustände schon zur Zeit der Renaissancepäpste bis in höchste Kirchenränge gegeben hat. Wer jedoch meint, die Kirche müsse sich ohnehin ständig erneuern, der wird in dem, was andere als Missstände ansehen, die vorweggenommene Kirchenreform erkennen. Nur ist es halt eine „Reform von unten“ - wie schon so häufig in der bisherigen Kirchengeschichte. Wenn die notwendigen Änderungen nicht von oben kommen, dann werden sie eben von unten wachsen und sich durchsetzen. Das in Konzilszeiten gern gebrauchte Diktum von der „ecclesia semper reformanda“ ist aus hierarchischem Mund auffallend verstummt. Man sollte darauf bestehen, dass die Kirche sich immerwährend selbst erneuern muss - wenn sie nicht absterben will. Und man sollte dankbar sein, dass sie das tut. Irgendwann einmal werden die säumigen Oberhirten ihren Schafen nachkommen. Denn was ist ein Hirte ohne Herde?

Die heutige Kirche zeigt beides: das Absterben in einer autoritär-diktatorischen Sakralpriesterschaft männlich-unverheirateter Hierarchen - aber auch ein lebendiges Gemeindeleben in geschwisterlich geführten, manchmal sogar pfarrerlosen Pfarren. Das hektische Zusammenlegen der vielen Gemeinden zu Großraumpfarren in manchen Diözesen Deutschlands, um die wenigen Priester „gerecht“ auf die vielen Katholiken zu verteilen, ist nicht die Therapie, sondern die Krankheit. Der oberösterreichische Weg, die vielen Pfarren - notfalls auch ohne eigenen Priester - als Kirche im eigenen Lebensraum zu erhalten, ist hingegen zukunftsweisend. Nur so kann Kirche für die Menschen - auch in Zeiten des Übergangs - eine geistliche „Heimat“ bleiben. Eine Verwaltungskirche für entwurzelte Christen in einer zentralen Sammelstelle wäre eine Karikatur dessen, was eine christliche Gemeinde sein will. (Den Pastoralstrategen ins Stammbuch!)

## **Reform im Fadenkreuz von Autorität und Sexualität**

Wer die Problemlage der gegenwärtigen Kirche nach Themen ordnet, wird erkennen, dass es zwei Themenstränge sind, an denen sich der Konflikt ebenso wie die Lösung bündelt: Autorität und Sexualität. Und wie in einem Brennpunkt lässt die absolutistisch-autoritär regierende männlich-zölibatäre Kaste der Hierarchen erkennen, woran die Kirche krankt. Die Therapie steht bereits in der Bibel: „Einer ist euer Meister - ihr alle aber seid Brüder!“ (Mt 23,8). So bliebe nur noch zu klären, ob das griechische Wort „adelphoi“ auch die Schwestern einschließt. Dann stünde einer geschwisterliche Kirche nichts mehr im Wege - mit einem Papst als „servus servorum Dei“. Statt Oberbefehlshaber der Diener aller. (Auf eine Päpstin müssen wir wohl noch einige Zeit warten.) Jetzt aber stehen wir in einer gespaltenen Kirche: Hier die Hierarchen mit ihrem autoritären Anspruch - dort die Gemeinden mit ihrem geschwisterlichen Selbstverständnis.

Die Zeit der „starken Männer“ auf dem Papstthron geht zu Ende. Die Zeit der autoritären Hirten geht zu Ende. Die Zeit der kritiklos gehorchenden Lämmer geht zu Ende. Je größer der Herrschaftsanspruch der Hierarchen, desto größer der Vertrauensverlust. Ihr Misstrauen, die Kirche könne sich ohne ihre autoritäre Leitung verirren, ist die Krankheit - und nicht die Therapie. Misstrauen ist das Gegenteil von Vertrauen. Dass es auch anders geht, hat Johannes XXIII. auf sympathische Weise vorgelebt. Er hat die Kirche eingeladen, sich selbst zu regieren. Und das ist ihr im Konzil ganz gut gelungen. Um es nochmals und schroff zu sagen: Eine autoritär regierte Männerkirche mit sexuellem Generalverdacht gegenüber Frauen und Verheirateten ist eine Karikatur der Kirche Jesu Christi. Deshalb vereinsamen die Hierarchen weit entfernt von ihren lebendigen Gemeinden. Das Schisma besteht in der Einsamkeit der Hirten.

Quart 3/2010 [www.quart-online.at](http://www.quart-online.at)

## **Zum guten Schluss - ein LICHTBLICK**

### **Unsere Hoffnung im Gespräch**

*von Johannes Röser*

Was folgt aus der tiefen Vertrauenskrise der katholischen Kirche? Thomas Assheuer befürchtet in der „ZEIT“ (16. September) eine römische Verfestigung des Antimodernismus. Zwar hat Papst Benedikt XVI. betont, dass die jüngsten Skandale - insbesondere der sexuelle Missbrauch von Kindern durch Priester - aus der Kirche selbst kommen. Dennoch sehe er die geistesgeschichtlichen Ursachen in einer zu starken Anpassung an den Zeitgeist, an die säkulare Gesellschaft, ihren Liberalismus und moralischen Verfall, ihre gottlose Verkommenheit. „Die Zeichen stehen erneut auf Rückzug vom ‚Geschwätz‘ der heillosen Welt“, vermutet Assheuer und nennt als Beleg viele Entscheidungen des Vatikans, die ausschließlich den beharrenden, traditionalistischen Kräften entgegenkommen, während die seit Jahrzehnten vom Kirchenvolk angemahnten Reformbestrebungen anhaltend ignoriert und blockiert werden. „All dies spricht für eine Strategie der machtgeschützten Weltverneinung, für den Exodus aus dem ‚Ägypten‘ der Moderne, der Epoche von ‚Verirrung und Verwirrung‘.“

Ganz andere - überraschende, ja außerordentlich positive - Signale kommen dagegen von der jüngsten Vollversammlung der deutschen Bischofskonferenz. Die Katholische Nachrichten-Agentur meldet: „Der Ruf nach Reformen in der katholischen Kirche wird auch im Kreis der deutschen Bischöfe lauter ... Intern und auch in Interviews werden ‚heiße Eisen‘ angesprochen.“ Der gastgebende Fuldaer Bischof Heinz Josef Algermissen sprach von einer „Stau-Situation“. Es gebe viele Fragen, die schon lange reif seien, diskutiert zu werden - von der Sexualmoral über die nur im lateinischen Teil der katholischen Kirche geltende Verpflichtung von Gemeindepriestern zur Ehelosigkeit bis hin zum Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen. Diese Probleme kämen jetzt geradezu eruptiv zur Sprache.

Kardinal Karl Lehmann von Mainz nannte in einem Interview ebenfalls diese Themenblöcke. Sie seien zwar auseinanderzuhalten, aber zugleich müsse man schauen, „dass man sie mutig und offen angeht“. Die Antworten wisse man nicht von vornherein. „Aber es muss eine verlässliche und überzeugende Antwort sein.“ Lehmann gab zu erkennen, dass man dafür das Gespräch mit Rom braucht und offenbar suchen will.

### **Robert Zollitschs Fuldaer Rede**

Die Initialzündung für die plötzliche Bewegung innerhalb der Bischofskonferenz ging von dem sehr beachtenswerten Eröffnungsreferat des Vorsitzenden Robert Zollitsch aus. Seltsamerweise hat diese richtungsweisende, geradezu wie ein Befreiungsschlag wirkende Rede des Freiburger Erzbischofs in den Medien bisher noch kein größeres Echo gefunden. Sie verdient es aber, in der Breite des Gottesvolkes aufgenommen zu werden, auch wenn sie sich zunächst einmal als eine Art Gewissenserforschung an die bischöflichen Kollegen wendet. Der Titel lautet: „Zukunft der Kirche - Kirche für die Zukunft. Plädoyer für eine pilgernde, hörende, dienende Kirche“.

Gleich zu Beginn erklärt Zollitsch, dass das Evangelium Jesu Christi in den Dingen dieser Welt zwar nicht aufgeht und dass die Kirche in unserer Gesellschaft manchmal wie fremd erscheint. Doch sei den Glaubenden aufgetragen, „in dieser Welt zu wirken und so in ihr auch ein Stück weit heimisch zu werden“. Entschieden betont der Erzbischof die Geschichtlichkeit: „Christlicher Glaube ist Pilgerschaft. Dazu gehört Aufbruch. Pilgerschaft und Aufbruch vertragen sich nicht mit Sesshaftigkeit ... Dem Leben der Kirche sollen wir ein neues Gesicht geben. Stagnation wäre Verrat. Nicht wir dürfen auf die Welt warten, als müsse diese zu uns kommen. Vielmehr müssen wir zur Welt gehen: zum Menschen von heute.“ Zollitsch verweist auf das bahnbrechende Zweite Vatikanische Konzil, an dessen Eröffnung vor einem halben Jahrhundert 2012 erinnert wird: „Das Reich Gottes gewinnt Realität im Gang durch die Geschichte und beim Zug in die immer neue Fremde.“ Die Glaubensgemeinschaft dürfe stolz sein auf ihre Tradition, auf gefestigte Überzeugungen und Orientierungen. „Und doch dürfen wir uns nicht einrichten in ihnen.“

Energisch ruft Zollitsch die Kollegen im Bischofsamt auf, alles zu tun, um wieder Vertrauen zu gewinnen. „Wir haben Zweifel aufkommen lassen an der Ernsthaftigkeit und Lauterkeit unseres Redens und Tuns.“ Man habe „noch mehr zu lernen, eine Kirche des Hörens zu sein“. Die bohrenden Zweifel an verschiedenen Lehren der Kirche seien aufrichtig zu bedenken, etwa im Bereich der menschlichen Sexualität. Viele Katholiken stellten die Ehelosigkeit der Priester in der lateinischen Kirche massiv in Frage, sie nähmen Anstoß an manchen Positionen in der Ökumene. Über all das könne und dürfe die Kirchenleitung nicht hinweggehen, auch nicht über manchen Vorwurf, dass „unsere eigene Lebenswelt“ zu weit entfernt sei „von der Lebenswelt der Menschen“. Verslossenheit und Realitätsferne führten zu Hartherzigkeit. Dann leidet darunter auch der Kern des Religiösen, das Geheimnis des Glaubens, der Bezug zu Gott. „Vielleicht vergessen wir die transzendenten Quellen, aus denen die Kirche lebt. Es wäre eine Selbstsäkularisierung, würden wir in der Kirche vor allem ihren Einsatz für die Gerechtigkeit und die effiziente Organisation der Pastoral hervorheben und dabei das göttliche Licht unter den Scheffel stellen, das darin leuchtet. Denn Gebet und Liturgie, Verkündigung des Glaubens und Zuwendung zu den Menschen in Not offenbaren nicht nur Menschliches, sondern Göttliches.“

Nicht Rückzug aus der Moderne, sondern Hinwendung zu den Zeichen der Zeit sei notwendig. Zollitsch ermuntert: „Die Wahrheit des anderen aufnehmen und sie vom anderen hören: Vielleicht müssen wir die Chance und Herausforderung des Dialogs noch stärker wahrnehmen und schätzen. Um so weit und weltoffen zu werden...“

### **Gewissenserforschung**

Die Fuldaer Rede schlägt der Kirchenleitung wie der Kirche insgesamt einen „Reflexionsprozess“, einen „neuen, gemeinsamen und zielgerichteten Gesprächsprozess“ vor. Er werde gelingen, wenn man offen und angstfrei miteinander spricht. Den Amtsbrüdern redete Zollitsch freimütig ins Gewissen: „Der neue Aufbruch, den wir suchen, beginnt bei uns selbst! Wir brauchen eine vertiefte Selbstvergewisserung über uns selbst, besonders darüber, was wir als Bischöfe zu tun haben: im eigenen Bistum, in der Bischofskonferenz und in der Weltkirche, auch in Bezug auf die Einheit mit unserem Heiligen Vater. Wir haben diese Reflexion über uns selbst bislang eher selten angestellt. Auch nicht über unser Kommunikationsverhalten. Unsere öffentliche wie auch die interne Kommunikation war nach meinem Eindruck im ersten Halbjahr nicht gerade vom Gedanken der Communio geleitet.“

### **Mehr als nur Reparaturen**

In den Gesprächsprozess sollen die Laien intensiv eingebunden werden, insbesondere über das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, über die Diözesanräte und Verbände. Zollitsch bejaht damit den schon seit längerem vorgetragenen Wunsch der Laiengremien, dass es ein kirchliches wie religiöses Zukunftsgespräch geben muss. Der Vorsitzende der Bischofskonferenz bestätigt ebenfalls, dass sich im Lauf der Jahre enorme Unruhe, Unmut, ja Zorn in Kirchenvolk wie Klerus aufgestaut haben. „Wir spüren in vielen Zuschriften, Leserbriefen, Artikeln und noch mehr in den persönlichen Gesprächen, dass viele Priester, Diakone, Ordensleute und Laien unsicher geworden sind. Wir machen aber auch die Erfahrung, dass viele von ihnen mit großem Ernst und - um es mit diesem etwas aus der Mode gekommenen Wort zu sagen - in Liebe zur Kirche nach Wegen suchen, wie die Kirche ihrer Sendung auch in gewandelter Zeit gerecht werden kann ... Warum sollten wir nicht dazu einladen, dass sich viele in Wahrhaftigkeit, Mut und Klugheit an diesem Nachdenken beteiligen - und zwar die Priester, Diakone, Ordensleute und die Laien, die oft Experten sind.“

Wie genau der Gesprächsprozess, der der Entscheidungsfindung dienen soll, auf der Ebene der Bistümer und der Bischofskonferenz ausgestaltet wird, darüber müssen sich die leitend Beteiligten noch verständigen. Es gibt allerdings schon Vorüberlegungen. Die Vollversammlung der Bischofskonferenz jedenfalls hat trotz unterschiedlicher Auffassungen Zollitschs Vorschlag zugestimmt. Bei dem bundesweiten Dialog sollen strukturiert Glaubensfragen wie gesellschaftliche Themen behandelt werden. Die Ergebnisse sind mit Blick auf das Konzilsgedächtnis in den nächsten zwei Jahren bei der Bischofskonferenz zusammenzutragen. Dass das darüber hinaus in einen synodalen Prozess wie in den siebziger Jahren mündet, erscheint momentan eher unwahrscheinlich, weil - so Zollitsch - ein solches Unternehmen sehr aufwendig wäre. Doch sollen die Ergebnisse nicht nur unverbindliche Meinungsäußerungen bleiben, sondern für Vorschläge, Initiativen und Beschlüsse die Grundlage bilden. Die Initiative soll in die Tiefe, ins Substanzielle führen: „Es geht um mehr als bloß Reparaturen. Es geht um die Verlebendigung des kirchlichen Lebens.“ Der Bischofskonferenz-Vorsitzende sagt klar, dass die Bischöfe „für Form und Gestalt und Konsequenzen dieses Prozesses“ die Verantwortung übernehmen müssen. Das bedeutet letztlich auch, dass die Ergebnisse in einen weltkirchlichen Prozess eingebracht und gegenüber Rom und vor dem Papst vertreten werden müssen.

### **„Agenda 2012“**

Robert Zollitsch ermutigt mit seinem offenen, aufrechten Wort, eine neue Balance zwischen Tradition und Zukunftsorientierung zu suchen. Sein Aufruf richtet sich einladend unter anderem an jene, die meinen, „Gottes Geist wirke immer nur in den altbekannten Formen und Formeln. Als ob nicht die ganze Geschichte des Christentums eine Geschichte voller Dynamik, eine Geschichte immer wieder neuer Übersetzungsleistungen gewesen wäre.“ Tradition sei als ein Prozess der Weitergabe des Glaubens keineswegs etwas Statisches, das an einem bestimmten Punkt der Geschichte aufhört - weder beim Ersten noch beim Zweiten Vatikanischen Konzil. Zollitsch spricht aber auch die an, die meinen, ohne die Reichtümer der Tradition vorangehen zu müssen. Jetzt sei es an der Zeit, dass im Sinne der *Communio*, der Gemeinschaft der Glaubenden, die „verschiedenen Vorlieben und Herzensanliegen“ in der Kirche zusammenwirken. Zollitschs aufrüttelnder Text endet mit einem Appell an Realitätssinn und Zuversicht: „Nicht Angst und Verzagtheit, nicht eine Flucht nach vorn und nicht der Traum von gestern sollen uns bestimmen und beseelen, sondern das Heil der Welt: fremde Heimat, aber eben Heimat in der Gefährtschaft dessen, der alle Tage bei uns bleibt, bis zum Ende der Welt. Der christliche Glaube ist mitnichten ein Überbleibsel aus längst vergangener Zeit. Er ist eine prägende Kraft für die Gegenwart. Er wirkt für eine menschenfreundliche Gesellschaft - auch in Zukunft.“

Die Fuldaer Bischofsvollversammlung des Herbstes 2010 könnte mit ihrer „Agenda 2012“ tatsächlich eine bedeutende Wende hin zu religiöser Erneuerung einleiten und beflügeln, zunächst für dieses Land. Doch kann dies helfen, dann ebenso auf europäischer sowie transkontinentaler Ebene neue Fäden bischöflicher und universalkirchlicher Verständigung zu knüpfen, um aus dem bleiernen Reformstau herauszufinden. In vielen Bischofskonferenzen weltweit erheben sich zunehmend in diesem Sinne Stimmen. Nun kommt es darauf an, in der Not miteinander über Notwendigkeiten zu beraten. Es ist ein frohmachendes Zeichen, wenn sich das kirchliche Lehramt die Unruhe der Glaubenden über die Zukunft des geliebten christlichen Glaubens im Horizont unserer modernen Welterfahrung zu eigen macht und zu Herzen nimmt. Denn die großen Entscheidungen kann und muss das Lehramt in möglichst weitem konziliarem Konsens, unterstützt von bester Gegenwartstheologie, fällen. Der Weg vom Gespräch zu Reformbeschlüssen mag weit sein, aber die ersten Schritte sind getan. Unsere Hoffnung lernt wieder atmen. .

*„Aus der Wochenzeitschrift CHRIST IN DER GEGENWART 40/2010 ([www.christ-in-der-gegenwart.de](http://www.christ-in-der-gegenwart.de))“*

## INITIATIVENREFORMGRUPPEN AKTIONEN

In den nächsten Heften sollen Gruppierungen vorgestellt werden, die sich für eine weltoffene, menschliche und ökumenische Kirche einsetzen. Falls Sie solche Zusammenschlüsse kennen oder selbst dazugehören - stellen Sie auf einer DIN-A5-Seite deren Ziele in den FK-Informationen vor! Zu wissen, was anderswo geschieht, kann sehr ermutigend sein.

A.W.

### **Initiative Ökumene 2017**

*von Bruno Hessel*

Der Autor hat mit Freunden im Mai 2010 die Initiative „Ökumene 2017 e.V.“ gegründet. Diese Gruppe will mit Regelverletzungen, z.B. offiziellen ökumenischen Gottesdiensten mit gemeinsamem Abendmahl, Ansätze einer Gegenpraxis verwirklichen und sich nicht mehr an der Kurienkirche mit Bittschriften, Resolutionen oder Anfragen abarbeiten. Denn es ist inzwischen alles gesagt und geschrieben worden. Viele Mitglieder der Initiative sind (vorübergehend) aus der Kurienkirche ausgetreten als Ausdruck ihrer Reformentschlossenheit und als Zeichen des Protestes gegen eine erstarrte Amtskirche. Sie sind aber gerne bereit, spätestens (?) 2017, also im Lutherjahr, wieder zurückzukehren, wenn bis dahin das Bemühen der Bischöfe um konkrete Reformen im Sinne einer weltoffenen, menschen- (frauen)freundlichen und ökumenischen Volkskirche erkennbar ist. Zur Initiative gehören auch evangelische Christen, die sich für Gastfreundschaft in evangelischen (Kirchen-) Räumen und fordernde Klarheit der evangelischen Amtskirche gegenüber katholischen Bischöfen einsetzen.

„Ökumene 2017 e.V.“ ist vernetzt mit den anderen Reformgruppen, unterscheidet sich vielleicht nur in der „Gangart“, will bewusst „widerständiger“ auftreten, weil, so Bruno Hessel, „die Macht der abgeschotteten Männerkirche auf einer falsch verstandenen christlichen Geduld der Gläubigen beruht.“ Jetzt aber sei die Zeit eines christlichen zivilen Ungehorsams gekommen, weil Papst und Bischöfe ihre Macht rigoros ausnutzten. Mit eingesparter Kirchensteuer und Spenden sollen ökumenische Projekte und Personen, die von der Amtskirche sanktioniert (suspendiert) werden, unterstützt werden.

Weitere Informationen über die Initiative unter:

[www.oekumene-2017.de](http://www.oekumene-2017.de) e-mail: [info@oekumene-2017.de](mailto:info@oekumene-2017.de)

**Freckenhorster Kreis**  
**Albachtener Str. 101 e**  
**48163 Münster**

---

- FK-Büro:** Freckenhorster Kreis  
c/o: Ludger Funke  
Friedhofsallee 100 A  
47198 Duisburg  
Telefon (0 20 66) 3 32 60  
Telefax (0 20 66) 41 58 01  
E-Mail: [fk-buero@gmx.de](mailto:fk-buero@gmx.de)  
Internet: [www.freckenhorster-kreis.de](http://www.freckenhorster-kreis.de)
- Redaktion:** Angelika Wilmes,  
Albachtener Str. 101e e,  
48163 Münster  
Telefon (0 25 36) 14 08  
Telefax (0 25 36) 34 49 46  
E-Mail: [fk-wilmes@t-online.de](mailto:fk-wilmes@t-online.de)
- Unsere Konten:** Darlehnskasse im Bistum Münster  
(BLZ: 400 602 65)
- Verantwortlich:** Ludwig Wilmes (Adresse siehe Redaktion)
- Spendenkonten:** Brasilienkonto: 37 99 701  
Amparo maternal: 37 99 702  
Ukraine: 37 99 703  
Demetrius: 37 99 705
- Beitragskonto:** 37 99 700  
(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)